

Oliver Susami

Alles über Frau Dohle

Leseprobe

Eine Familie

1

Oberflächlich betrachtet war Maria Holtzmacher eine durchschnittliche, fast schon unscheinbare Person – eine Frau in mittlerem Alter, die ein geregeltes Leben in einer verschlafenen Kleinstadt führte. Sie war weder übertrieben bescheiden noch besonders ambitioniert (eine zur Gehässigkeit neigende Freundin hatte einmal gemeint, Maria habe den Ehrgeiz eines Kanarienvogels), sie freute sich einfach an dem, was sie erreicht hatte und hoffte, nichts Schlimmes würde ihr und ihren Lieben geschehen. Nie und nimmer hätte Maria damit gerechnet, einmal eine Berühmtheit zu sein. Dass sie einmal in einem Buch auftauchen würde – völlig undenkbar. Dass wildfremde Menschen ihr einen möglichst qualvollen Tod wünschen, und andere wildfremde Menschen ihr in lieben Briefen Mut machen würden – beides gleichermaßen abstruse Vorstellungen.

Nein, solche Dinge würden nicht geschehen. Doch nicht einem Menschen wie Maria Holtzmacher, man musste sie sich nur ansehen! Schon körperlich entsprach sie fast perfekt dem deutschen weiblichen Durchschnitt. Sie war durchschnittlich groß, hatte ein durchaus angenehmes

Allerweltsgesicht, war weder dünn noch dick – seit zwanzig Jahren schwankte ihr Gewicht um die 64 Kilo, nur waren im Laufe der Jahre die Schultern schmaler und die Hüften breiter geworden – und trug praktische, nicht zu teure (aber auch nicht zu billige!) Kleidung, die sie bei Mode-Borchert kaufte, einem alteingesessenen Familienunternehmen drei Ortschaften weiter.

Und sogar ihre Krankengeschichte war höchst unauffällig: Ab und an eine ärgerliche, acht bis zehn Tage anhaltende Erkältung, Gebärmutterentfernung mit 49, Bandscheibenvorfall (verursacht durch hastige Gartenarbeit) ein Jahr später, dazu ein nur schwach ausgebildeter beidseitiger Fersensporn und sporadisch auftretender, mit lächerlich geringem Aufwand zu besiegender Fußpilz.

„Bei Ihnen langweilt man sich ja zu Tode“, pflegte Marias Hausarzt bei der alljährlichen Routine-Untersuchung zu scherzen. „Jedes Jahr dasselbe mit Ihnen.“ Stets bestätigte er der verlegen lächelnden Frau, dass alles „im grünen Bereich“ sei und ein langes Leben winke. Maria durfte ihre Durchschnittskleidung wieder anziehen und auf gewohntem Weg – Kirche, Bäckerei, Kurpark, Friseur – nach Hause gehen. Auf den ersten Metern schmerzte manchmal noch der Fersensporn und ihr Gang war der eines Verbrechers, der sich auf Zehenspitzen an sein Opfer heranschleicht. Aber schon nach ein paar Schritten ließen die Schmerzen nach und sie ging wieder ganz normal, mit nicht zu großen und nicht zu kleinen Schritten, weder beschwingt noch zögerlich.

Vieles mehr war höchst durchschnittlich an dieser unbescholtenen, weder streitsüchtigen noch allzu nachgiebigen Frau: Ihr Teint, ihre Stimme, die Länge ihrer Finger und die Form ihrer Zehen ...

Und nein, nicht einmal ihre Frisur hatte etwas Eigenes. Jedes Mal, wirklich jedes einzelne Mal, versuchte Marias Friseur seiner langjährigen Kundin Extravaganzen aufzuschwatzen: Knallrote Strähnchen! Diesmal ganz kurz! Stufen! Extensions! Aber Maria Holtzmacher wischte jeden Anflug von Wagemut beiseite und bestand auf ihrer altbewährten, schon Jahrzehnte durch die Gegend getragenen Kurzhaarfrisur.

Es war ein Jammer mit ihr, fand der Friseur. Die Frau hätte so viel mehr aus sich machen können! Und dann fand er weiter: Es war überhaupt ein Jammer, hier gestrandet zu sein, als kraftstrotzender Jüngling in einer Stadt, die mit ihren 3200 Einwohnern eigentlich nicht einmal den Namen „Stadt“ verdient hatte, in einem Laden, der „Rita's Hair-Sensations“ hieß, umzingelt von ewig tratschenden Weibern mit einem Faible für Dauerwellen.

Ganz so schlimm, wie es dem jungen Mann vorkam, war es nun auch wieder nicht. Aber er hatte sich das eben anders vorgestellt, das mit dem Leben und der Karriere. Aber zumindest war er noch jung, gerade Anfang zwanzig, es war noch Zeit.

Als Maria ihren Mann geheiratet hatte, war sie auch noch sehr jung gewesen, gerade mal 18. Damals hatte sie noch ein wenig nach Hollywood ausgesehen, ein bisschen wie Audrey Hepburn: große, braune Augen, schlanke Arme und ein Hals wie ein Schwan ... nur kürzer, eher wie der einer Ente.

Schön und naiv und unternehmungslustig, wie sie damals gewesen war, hatte sie eine Dummheit gemacht (oder vielmehr: geschehen lassen), nach dem alljährlichen Dorffest, auf der weich gepolsterten, nach Kunststoff riechenden Rückbank eines Citroen DS. Dass man auch gleich beim ersten Mal schwanger wurde! Wie schnell so etwas doch ging! Das Kind war jedenfalls unterwegs, der Bauch kaum mehr zu verstecken, und die Heirat damit eher Notwendigkeit als Ausdruck romantischer Liebe.

Nein, Liebe empfand Maria Nürnberger – so hieß sie damals noch – nicht für diesen Mann, der mit seinen 22 Jahren und seinem lückenhaften Bartwuchs ja fast noch ein Junge war. Aber es sprach ja auch nichts gegen den Friedrich: Er war aufmerksam, stattlich („Der wird dir dick“, warnte Marias Mutter) und kam aus wohlhabender Familie. Den Holtzmachers gehörten seit Generationen Wälder und Felder, mehrere große Häuser, ein Holzhandel und das große, von sieben in der Früh bis in den Abend hinein feinen Staub spuckende Sägewerk. Nein, es sprach wirklich nur wenig – ein wenig grob war er manchmal, ein bisschen ungeschickt – gegen den Friedrich Holtzmacher. Und ein uneheliches Kind kam sowie-

so nicht in Frage.

Also sagte Maria „Ja, ich will“. Und 1979, nur Wochen nachdem Maria ihre Ausbildung zur Erzieherin abgeschlossen hatte, erblickte die Tochter das Licht dieser Welt: gesund und dick und rotwangig, mit einem Zipfel blonden Haares auf dem Köpfchen.

Die Geburt war ein Klacks, ein Spaziergang, eine Kleinigkeit. Das Kind rutschte nur so heraus, und die auf ihren Einsatz wartenden Experten schienen fast enttäuscht über dieses reibungslose Zur-Welt-kommen. All die teuren Apparate und dann das! Man hätte die junge Frau alleine lassen und nach Hause gehen können!

Friedrich Holtzmacher war begeistert über dieses neue, ein wenig ungläubig in die Welt schauende Menschlein. Und der Mutter war es, als sei gar nichts passiert. „Ich hätte direkt aufstehen können“, erzählte sie Jahre später ihren Freundinnen beim VHS-Yoga. „Wirklich, ich hab mich gefühlt, als könnte ich aufstehen, die Katharina einpacken und zu Fuß nach Hause laufen. Und irgendwie hab ich mir eingebildet, dass es beim Tom genauso wird. Ich hab halt gehofft.“

Die jungen Eltern waren glücklich mit ihrer Tochter, das Kind wuchs und gedieh, lernte sitzen und krabbeln, zog sich an den bunten Gitterstäben seines (von den Mitarbeitern des Sägewerks als Überraschung geschreinerten) Laufstalls hoch und schaute mit offenem Mund im großen Wohnzimmer umher.

„Sie staunt“, sagte Maria immer. „Sie schaut immer aus,

als würde sie über alles staunen, als wäre alles neu für sie.“ „Ist ja auch alles neu“, sagte Friedrich dann. Und eines Tages, als er seine Tochter auf dem Arm hatte und das kleine Ding immer wieder nach seiner schon in jungen Jahren stattlichen Nase griff, meinte er: „So, Maria, jetzt müssen wir aber noch einen Jungen machen, damit der später einmal den Betrieb übernehmen kann.“

„Und warum kann nicht die Katharina den Betrieb übernehmen?“, fragte Maria.

Friedrich senkte seinen großen, fleischigen Kopf und das Kind griff ihm glucksend in die Nasenlöcher.

„Als Frau wirst du nicht ernst genommen in der Branche (er sprach dieses Wort ‚Brandsche‘ aus). In anderen Branchen, das ja. Aber wenn du mit Holz handelst, wenn du ein Sägewerk hast, dann kriegst du es mit gestandenen Männern zu tun, mit richtigen Machos. Saufen musst du können, saufen und streiten! Sonst ziehen sie dich ruckzuck über den Tisch und schon bist du im Minus.“

„Aber erst musst du doch den Betrieb übernehmen ... da ist doch noch Zeit.“

Dem Kind war die Nase mittlerweile langweilig geworden, es bestaunte seine kleinen rosigen Finger.

„Ja, natürlich. Aber mein Vater hatte schon den zweiten Infarkt, ich weiß nicht, wie lange er es noch machen kann. Außerdem weiß man ja vorher nicht, wie lange es dauert, bis wir einen Jungen haben.“

Also wurden die Holtzmachers wieder verstärkt intim. Jetzt, da sie ein Haus für sich hatten, war man ja auch un-

gestört, da lauschte keine Verwandtschaft an den Wänden. Und nur fünf Monate nach der Geburt der Tochter war Maria schon wieder guter Hoffnung. „Das ist nicht richtig“, sagte ihre Mutter damals. „Das erste Kind noch in den Windeln und das zweite schon unterwegs. Das gibt Probleme, das ist zu dicht aufeinander.“

„Ach, Mama, sei doch nicht so pessimistisch“, hatte Maria geantwortet. „Wieso soll es denn jetzt Probleme geben, wenn beim ersten alles so gut geklappt hat?“

Aber die Mutter behielt Recht. Die Probleme kamen im Rudel. Der Junge, der in Marias Leib heranwuchs – der Arzt hatte den Eltern auf einem Monitor einen verschwommenen Zipfel gezeigt und diesen als Penis identifiziert –, erwies sich als rechte Plage. Boxen und Treten tat er seine Mutter, manchmal war Maria, als schlage er Purzelbäume in ihrem Leib. „Das ist normal“, beschwichtigte der Arzt, „die Kinder sind schon vor der Geburt unterschiedlich lebhaft. Da müssen Sie einfach durch, Frau Holtzmacher, da erleben andere noch viel Schlimmeres.“

„Aber warum tobt er so? Nicht, dass er Schmerzen hat.“

„Nein, er hat nichts. Er ist nur sehr lebendig.“

Und so saß Maria oft nur da, betrachtete lächelnd ihre friedlich schlafende oder mit großen Augen in die Gegend schauende Tochter und ertrug tapfer die Kampfsportübungen ihres Sohnes. Noch fünf Monate, noch vier Monate, noch drei ... noch einen. Aber was würde der Junge erst anstellen, wenn er draußen war?

An einem düsteren, gewittrigen Tag im Juni kamen die Wehen. Sie kamen plötzlich und hart. Der Junge war drei Wochen zu früh dran und als Friedrich mit quietschenden Reifen auf den Krankenhausparkplatz bog, da war er durchgeschwitzt bis auf die Unterwäsche. Maria hingegen, sie wirkte trotz der Wehen, die nun wie Schläge kamen, erstaunlich gelassen. Sie hatte ohnehin nicht damit gerechnet, dass der Thomas sich an das vom Doktor prophezeite Datum halten würde. So sollte der Junge nämlich heißen: Thomas. Bei der Katharina hatte sie den Namen ausgesucht, nun war der Vater an der Reihe gewesen.

Die Geburt war schlimm, das Kind wollte nicht kommen. Die Stunden vergingen, der Vater war dem Kollaps nahe und musste immer wieder von der Krankenschwester hinausbegleitet und hingestellt werden. Nein, er war keine Hilfe, der Friedrich. Und einmal, als die Schmerzen besonders schlimm waren, schrie Maria ihn an: „MAN MEINT FAST, DU MÜSSTEST DEN BENGEL ZUR WELT BRINGEN!“

Als es endlich so aussah, als könne die Sache doch noch gelingen, wollte sich der Junge nicht drehen, steckte quer, schien sich irgendwie verkantet zu haben und musste schließlich mit allerlei hässlichem Gerät aus seiner Mutter regelrecht herausgeschält werden. Zehn Jahre ihres Lebens hätte Maria gegeben, nur um diese scheußliche Sache endlich hinter sich zu haben.

Als er endlich draußen war, als die Hebamme ihn seiner

kalkweißen Mutter an die Brust legte, pisste Thomas der völlig Erschöpften auf den Bauch. Aber Maria lachte nur, sie lachte und sie liebte ihren Jungen. Sie liebte ihn von ganzem Herzen.

Und als sie sich beruhigt hatte, als sie die Augen schloss und selig durchatmete, da prallte in raschem Flug eine Amsel gegen das lange, schmale Fenster, das den Kreißsaal vom großen Rest der Welt trennte. Der Vogel brach sich den Hals und fiel drei Stockwerke tiefer auf den Parkplatz; auf der Scheibe blieb ein mehlig weißer Abdruck zurück.

Einen kurzen Moment herrschte Stille. Dann begann Thomas mit seinem Geplärr. Als wolle er den toten Vogel bejammern.

Die Jahre vergingen, die Kinder wuchsen heran. Nach dem dritten Infarkt seines Vaters – der Mann war nicht tot zu kriegen, sah nach jedem Anfall nur ein wenig blässer und verschrumpelter aus – übernahm Friedrich den elterlichen Betrieb. Bis sechs, sieben, manchmal bis acht Uhr abends blieb er von zu Hause fort, und wenn er schließlich doch kam, roch er nach Schnaps und Zigaretten. Manchmal, wenn ein Geschäft nicht geklappt hatte, war er so wütend, dass Maria sich nicht traute, ihn anzusprechen. Saufen muss man können, hatte er gesagt, saufen und streiten.

Katharina besuchte mittlerweile das Gymnasium und Thomas hatte sich von einem anstrengenden Kleinkind

zu einem renitenten Grundschüler entwickelt. Er brachte seine Lehrer zur Weißglut und Maria musste sich mehr als einmal – in den Nächten vor den Elternabenden fand sie keinen Schlaf, starrte mit pochendem Herzen und aneinandergepressten Füßen in die Dunkelheit – sagen lassen, ihr Sohn sei hyperaktiv, unreif, habe keine Zukunft, übe schlechten Einfluss auf seine Mitschüler aus. Einmal zeigte ihr die Klassenlehrerin Zeichnungen des Jungen, „Schmierereien“, wie die ältliche, immer ein wenig beleidigt wirkende Dame naserümpfend sagte. Thomas hatte Karikaturen seiner Lehrer gezeichnet, durchaus gekonnte Karikaturen. Hier hatte er die Nase größer gemacht, dort die Ohren, da ein leichtes Schielen ins Grotteske gesteigert, dort einem fliehenden Kinn vollends zur Flucht verholphen. Maria betrachtete die Zeichnungen und hatte größte Mühe, sich ihren Mutterstolz nicht anmerken zu lassen. Kaum zu glauben, dass diese Bilder von einem Neunjährigen stammten. Und am Abend, als Friedrich endlich (und mit halbwegs erträglicher Laune) vom Saufen und Geschäftemachen nach Hause kam, sagte sie zu ihm: „Ich weiß jetzt, was mit dem Thomas nicht stimmt. Er ist anders als die anderen Kinder, er ist ein Künstler, er langweilt sich im Unterricht, deshalb stört er immer. Vielleicht ist er hochbegabt, vielleicht sollten wir mit ihm zum Psychologen gehen und ihn testen lassen.“

Die Antwort: „Pah, hochbegabt. Versaut ist er, weil du ihm alles durchgehen lässt.“ Und dann, noch obendrauf: „Die Welt braucht keine Künstler, die Welt braucht Leute,

die mit beiden Beinen im Leben stehen. Ich weiß nicht, wo das noch hingehen soll mit dem Jungen.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Er stapfte die Kellertreppe hinunter, verzog sich in seinen Hobbykeller und warf die Tür zu – so grob, dass durch die Mauern des großen Hauses ein Zittern ging. Dort unten saß er dann über einem seiner „Projekte“ und durfte nicht gestört werden. Die brauchte er nämlich zur Entspannung.

Bitter ist er geworden, dachte Maria über ihren Mann. Das viele Arbeiten und das ständige Trinken mit den Kunden tut ihm nicht gut. Sie wusste nicht, wann sie ihn zuletzt hatte herzlich lachen sehen.

Zeit verging, die Kinder aßen mit Appetit und wuchsen aus ihren Klamotten heraus. Thomas war zwölf Jahre alt, nach wie vor eigensinnig (jeder Schuhkauf eine Katastrophe!), und besuchte die Realschule im Nachbarort. Sein Vater hatte die erste Entziehungskur hinter sich und Katharina war das liebe Mädchen, das sie schon immer gewesen war: gute Noten und vernünftige Freundinnen, keine Anrufe wütender Lehrer und nur ganz selten Streit mit den Eltern.

Alles in allem, fand Maria, hatte sie es gut getroffen mit ihrem Leben, es hätte durchaus schlimmer kommen können. Neben ihrer Tochter war sie der Ruhepol im Familienleben, der nachgiebige Kitt, der dieses Gebilde zusammenhielt.

An einem sonnigen Vormittag, als Friedrich zu Hause über Verträgen brütete und die Kinder in der Schule waren, veränderte sich Marias Leben: Sie kam zu ihrem Vogel.

Maria fand ihn auf einem schmalen Streifen Grün, zwischen einem akkurat gefegten Gehweg und dem Parkplatz der Metzgerei, bei der sie seit Jahrzehnten Wurst, Fleisch und Eier kaufte. Es gab noch einen anderen Metzger im Ort, aber sie ging lieber zu diesem hier. Der andere, der sah nicht wie ein richtiger Metzger aus, der war schmal und hatte eingefallene Wangen. Was bitte, hatte Friedrich einmal gesagt, was bitte solle man von einem Metzger halten, der aussieht, als würde er sich von warmem Wasser und gedünstetem Gemüse ernähren?

Maria sah ihn, stellte ihre Handtasche ab und machte zwei Schritte auf den jungen Vogel zu. Weit und breit waren keine Vögeleltern zu sehen, die dem hilflosen Etwas hätten helfen können. Ratlos blickte sie auf das struppige, recht hässliche Ding hinab. Einfach liegen lassen? Nein, das hätte ihr das Herz gebrochen. Als Kind hatte sie Schnecken und Regenwürmer von Gehwegen gerettet und war deshalb hundertmal zu spät zur Schule gekommen.

Als Maria auf einen Meter heran war, als sie sich gerade zu dem Vogel bücken wollte, streckte plötzlich eine fette weiße Katze ihren breiten Kopf unter einem der Zierbüsche hervor.

„Husch“, sagte Maria und fuchtelte mit der rechten

Hand. Die Katze sah kurz in ihre Richtung, dann starrte sie wieder den Vogel an. Räuber und Beute waren weniger als einen Meter voneinander entfernt.

„Weg!“, rief Maria. Sie deutete einen Tritt an und wieder blickte die große Katze nur kurz in ihre Richtung. Unter dem Fell zeichneten sich die gespannten Muskeln ab.

„Wage es ja nicht!“, blaffte Maria das Tier an. „Scher dich fort!“

Aber die Katze wagte es doch, machte einen Sprung und packte den Vogel. Schon war der winzige Kopf im Katzenmaul verschwunden. Und da machte auch Maria einen Satz, packte die Katze hart im Genick und befahl ihr – noch während sie es sagte, bemerkte sie den Unsinn ihres Befehls – den Vogel auszuspucken. Dreimal schrie Maria die Katze an, dreimal bohrte sie ihre Finger härter ins gespannte Fleisch, bevor das Raubtier endlich von seinem Opfer abließ, sich dem Griff der grimmig zum Kampf entschlossenen Frau entwand und mit einem wütenden Schrei davonraste.

Stille, durchatmen. Maria zog mit zitternden Fingern ihr Taschentuch aus der Hosentasche und nahm den Vogel hoch, winzige Blutflecke breiteten sich auf dem Baumwollstoff aus. Sie sah sich das verletzte Tier genau an, berührte es sachte mit dem Zeigefinger und bemerkte, dass noch Leben in ihm war. Das eine Auge war kaputt, zerdrückt und ausgelaufen, der Schädelknochen aber schien noch ganz zu sein.

„Frau Holtzmacher, ist alles in Ordnung?“

Maria drehte sich um. Eine Frau in Schürze und mit Häubchen auf dem Kopf, eine der beiden Verkäuferinnen. Einen Moment sahen sich die beiden Frauen nur an, Marias Herzschlag beruhigte sich nur langsam.

„Jaja, alles gut“, sagte sie schließlich. „Ich habe nur einen Vogel gefunden.“

Sie zeigte der Frau die junge Dohle. Und die drehte angewidert den Kopf weg. Seltsam, dachte Maria, eine gestandene Frau, die den ganzen Tag mit Stücken toter Tiere hantiert, mag kein verletztes Vogeljunges ansehen.

Schon kam der dicke Metzger persönlich gelaufen. „Ist was passiert?“, schnaufte er.

„Nein-nein, alles gut“, sagte Maria. „Ich bin nur laut geworden, weil ich eine Katze verscheuchen wollte.“ Sie hielt dem schweren Mann den Vogel hin. „Schauen Sie, das arme Ding ist aus dem Nest gefallen, hab es gerade gefunden.“

„Ist es verletzt?“

„Ja, am Auge. Aber es lebt noch.“

Einen Moment starrte der Metzger mit hochgezogenen Brauen das Vögelchen an. Als wollte er abschätzen, dachte Maria, wie viel Fleisch an dem Tier ist.

„Geben Sie her, ich mach's tot.“

Nein, das wollte Maria nicht.

„Das lebt ja eh nicht mehr lang“, sagte der Metzger.

„Und wenn doch?“

„Bringen Sie es doch zum Tierarzt, Frau Holtzmacher“, mischte sich die Fleischereifachverkäuferin ein. Aufmun-

ternd nickte sie ihrer langjährigen Kundin zu; tonnenweise hatte sie ihr schon Wurst und Fleisch und Salate über die Glastheke gereicht. Marias Mann brauchte morgens seinen Aufschnitt und abends sein Schnitzel.

„Dann macht halt der es tot“, sagte der Metzger. „Aber bei mir geht's schnell.“

„Aber ...“

„Und schnell ist human“, fügte er im Tonfall eines Mannes hinzu, der weiß, wovon er spricht.

„Wo ist denn noch mal der Tierarzt?“, fragte Maria die Verkäuferin.

Der Metzger verschwand kopfschüttelnd in seinem Geschäft und die Verkäuferin nannte Maria die Straße. Sie wollte ihr noch die Hausnummer sagen und ihr das Haus beschreiben, aber der Metzger streckte seinen glatzköpfigen Schädel aus dem Fenster. „Geht's weiter?“, rief er. „Geht's jetzt mal weiter?“

In der Praxis war nur wenig Kundschaft: Eine Frau mit tumorösem Bernhardiner und ein Mädchen mit chronisch verstopftem Kaninchen. Der Tierarzt sah sich Marias geretteten Vogel gleich an, machte hmm und wollte das Tier einschläfern. Mit nur einem Auge sei so ein Vogel nicht überlebensfähig, erklärte er, außerdem würde sich aller Wahrscheinlichkeit die Wunde entzünden, man könne dem Tier jetzt nur unnötige Schmerzen ersparen.

Wieder sagte Maria nein. Dann werde sie den Vogel eben zu sich nehmen und gesundpflegen. Ob man denn

nichts aufs kaputte Auge machen könne, damit sich das eben nicht entzünde? Eine Creme, oder irgendeine Tinktur?

„Frau Holtzmacher, der Vogel wird draußen nicht zu recht kommen, wenn Sie ihn aufpäppeln, dann haben Sie ihn am Hals, dann ...“

„Das muss Sie nicht interessieren, das ist meine Sache!“
Maria wiederholte ihre Frage: Ob man denn nichts aufs Auge machen könne, damit ...

Ja, man konnte, der Tierarzt gab schließlich nach und versorgte die Wunde. Maria packte den zitternden Vogel warm ein, trug ihn nach Hause und zeigte ihn ihrem Mann. Und der – wie hätte es anders sein können? – bot an, ihn tot zu machen ... ihn zu „erlösen“, wie er sagte. Das ganze Dorf, vielleicht sogar die ganze Welt, schien diesen Vogel ermorden zu wollen.

Zum dritten Mal sagte Maria nein. So erschöpft und wütend war sie mittlerweile, dass sich ihre Stimme wie die eines trotzigten Kindes anhörte, das im Begriff war, jeden Moment loszuheulen. Mit zusammengepressten Lippen und klopfendem Herzen richtete sie ihrem struppigen Schützling ein Nest aus Geschirrhandtüchern, setzte ihn hinein und brachte ihn in Sicherheit. Nicht, dass der Friedrich doch noch auf mörderische Gedanken kam, so verbiestert, wie er in den letzten Monaten geworden war.

In den nächsten Tagen fütterte Maria den Vogel mit von der Hauswand gepflückten Insekten und eigenhändig ausgegrabenen Regenwürmern, machte gemeinsam mit

ihrer Tochter das Nest sauber und inspizierte regelmäßig das kaputte Auge. Am fünften Tag nach der Rettung war sich Maria sicher: Der Vogel würde überleben. Er sah schon weniger struppig und weniger dürr aus, fast wie eine richtige Dohle. Pah, von wegen totmachen! Vielleicht würde sie ihn, dachte Maria, in ein paar Wochen fliegen lassen können, vielleicht würde er ja von selbst anfangen, nach Nahrung zu suchen.

Aber aus Wochen wurden Monate, der Vogel wuchs heran, wollte aber nicht fliegen. Ab und zu flatterte er ein wenig herum, ohne sich allerdings länger als ein, höchstens zwei Sekunden vom Boden zu lösen. Dann fiel er auf die Seite, rappelte sich wieder auf und blickte ratlos in Richtung seiner Ersatzmutter. Vielleicht ist doch was beim Hirn kaputt, dachte Maria, vielleicht sind die Zähne der Katze doch tiefer gegangen, als wir gedacht haben, und deshalb lernt er es nicht. Auch wurde die junge Dohle ganz zahm, ließ sich auf der Schulter tragen und kam angelaufen, wenn Maria das Zimmer betrat. Irgendwann fragte Katharina ihre Mutter, wie der Vogel denn nun heißen solle.

„Klostermayer“, sagte Maria nach kurzem Nachdenken.

Die Tochter sah sie nur an, schien wenig begeistert von diesem altertümlich klingenden Namen.

„Weil alle ihn umbringen wollten“, sagte Maria, „und weil er trotzdem noch lebt. Den Klostermayer wollten doch auch alle umbringen.“

„Und wer soll das sein, der Klostermayer?“

„Ja habt ihr keinen Geschichtsunterricht? Ein Räuberhauptmann, ein berühmter Verbrecher ... und ein Freiheitskämpfer. Der war kugelfest, den haben sie nicht erschießen können.“

„Kenn ich nicht“, sagte Katharina. „Willst du dem Vogel sprechen beibringen?“

„Mal schauen“, sagte Maria und strich ihrem Schützling mit dem Zeigefinger übers dichter und dichter werdende Gefieder. „Wenn er nicht fliegen will, der Klostermayer, vielleicht will er ja sprechen.“ Sie hatte ihrer Tochter erzählt, dass Dohlen Worte lernen können, dass Rabenvögel sehr schlaue und einfallsreiche Tiere seien. Maria kannte sich mit Tieren aus, hatte sich immer schon für die Natur interessiert, besonders mochte sie Wale und Kraken.

„Und was ist mit dem Thomas?“, fragte die Tochter.

„Was soll mit dem Thomas sein?“

„Ja, wenn ... wenn er dem Vogel was tut.“

„Nein, das ... das würde dein Bruder nicht machen. Dein Bruder ist ein guter Junge. Er ist nur speziell, er ist eigensinnig und manchmal hat er sich nicht unter Kontrolle, aber von seinem Wesen her ist er gut.“

Katharina wollte diskutieren, brachte vor, dass Thomas ihre Spielsachen zerstörte, dass er absichtlich Teller herunterwarf und dass er vor wenigen Wochen erst eine halb verwesene Ratte angeschleppt hatte. Aber Maria ließ nichts auf ihren unter Schmerzen und Angst geborenen Jungen kommen, sie schnitt der Tochter das Wort ab und

beendete das Gespräch. Nein, der Thomas war nicht schlecht, er war nur anders. Er war ein guter Junge, nur eben ... besonders. Dem Vogel würde er nichts tun, ganz ausgeschlossen.

Die Wochen, Monate, Jahre vergingen und Maria hielt es einfach nicht mehr zu Hause aus. Den Vormittag über schlug sie Zeit tot und wenn endlich die Kinder aus der Schule kamen, hatte sie das Gefühl, den beiden lästig zu sein. „Lass mich, Mama“, hieß es immer. „Du behandelst uns wie Babys, Mama.“

Wenn dann, Stunden später, Friedrich von der Arbeit kam, war er entweder müde, oder angetrunken und unverschämt. Wenn er müde war, beschwerte er sich über irgendetwas, fing wegen nichts Streit an und verkroch sich anschließend im Schlafzimmer oder in seinem Hobbykeller. Wenn er aber getrunken hatte, wurde er sentimental und zudringlich, was wiederum Maria nicht passte. Er tat ihr nicht weh, er wollte sogar, dass es auch für sie schön war, aber er stellte sich so unglaublich ungeschickt an und roch grässlich nach Zigaretten. Die Zweisamkeit, so selten sie auch war, wurde zur Belastung und das große Haus zum Gefängnis. Es musste sich etwas ändern.

Also rief Maria nach kurzem Zögern bei der Grundschule an, in die ihre Kinder gegangen waren. Beim Bäcker hatte sie gehört, dass eine Betreuerin gesucht wurde, eine, die in den Pausen und Freistunden nach den Kin-

dern sah. Und Maria hatte immerhin Erzieherin gelernt! Eigentlich hatte sie sogar Lehrerin werden wollen, nur dass dann die Katharina und die Heirat dazwischengekommen waren. Mit nicht einmal vierzig Jahren fühlte Maria sich zu jung für das reine Hausfrauen- und Mutter-Dasein.

Obwohl man sie „überqualifiziert“ fand und sie sich fragen lassen musste, warum sie es nicht im Kindergarten versuche, dafür sei sie schließlich ausgebildet, bekam Maria die Stelle. Zehn Stunden die Woche passte sie nun auf Grundschüler auf. Und schon in ihrer zweiten Woche brachte sie den Klostermayer mit in die Schule.

Die Kinder waren begeistert. Der mittlerweile zwei Jahre alte Vogel ließ sich streicheln und kraulen, er fraß aus der Hand und konnte ganze vier Worte sagen: „Hallo“, „Klostermayer“, „Kirschkuchen“ und „Mammut“. Bei letzterem Wort war sich Maria allerdings nicht sicher, ob er wirklich „Mammut“ oder nicht doch „Mach's gut“ sagte. Mit „Mach's gut, Maria“ verabschiedete sich nämlich jeden Morgen der Friedrich.

Begeistert waren auch die Lehrer von dem zahmen Vogel. Er war lebendes, plapperndes Anschauungsmaterial ... und mit seiner Hilfe vergingen die Unterrichtsstunden wie im Flug. Bald kannte Maria alle Lehrerinnen und Lehrer der Grundschule, fast bei jedem war sie schon im Unterricht gewesen. Und wenn sie ein paar Tage frei gehabt hatte, dann fragten die Kinder, wo „Frau Dohle“ sei, wann „Frau Dohle“ wiederkomme.

So wurde aus Maria Holtzmacher ... Frau Dohle. Als sie das erste Mal auf der Straße so angesprochen wurde – zwei Jungs wollten wissen, wie es dem Klostermayer ging –, erschrak sie ein wenig. Dann aber war sie stolz. Sie, diese unscheinbare Frau, die immer im Schatten ihres wichtigen Mannes gestanden hatte, war dabei, eine Dorfberühmtheit zu werden.

Die Jahre vergingen und Frau Dohle trug stolz ihren zahmen Vogel auf der Schulter. Die Erwachsenen lächelten, wenn sie ihr begegneten, die Kinder kamen gerannt und wollten den einäugigen Vogel streicheln. Und beim Metzger gab's immer was extra, einen Zipfel Lyoner oder ein Klümpchen Fleischsalat für den Klostermayer. Der Vogel drohte, fett zu werden. Erst hatte man ihn umbringen wollen, jetzt mästete man ihn. Gut, dass er nicht fliegen kann, dachte Maria oft, wäre schon schlimm für mich, würde er einfach abhauen.

2

An einem der ersten warmen Tage des Jahres 1997 zündete der mittlerweile 16-jährige Thomas Holtzmacher – seit seinem zwölften Lebensjahr bestand er darauf, Tom genannt zu werden – seine Mutter an.

Maria hatte eine Aspirin-Tablette geschluckt, den dick gewordenen Klostermayer in seinen Käfig gesetzt und sich im Erdgeschoss auf eines der überdimensionierten Ledersofas gelegt. Sie hatte sich zugedeckt und darauf gehofft, das Pochen und Drücken hinter den Augäpfeln möge rasch nachlassen. Ein-, zweimal im Monat hatte sie diese verfluchte Migräne, vor vier Jahren hatte dieser Scheißdreck angefangen. Wenn es ganz schlimm war, dann musste sie in ihr Schlafzimmer und den Vorhang zuziehen, bei leichteren Anfällen reichten das Wohnzimmersofa und ein wenig Ruhe.

Als sie eine Weile so dagelegen hatte, mit angewinkelten Beinen, hochgerutschtem Kleid und dem Gesicht zur Lehne, hörte sie Schritte aus Richtung der Treppe. „Tom“, sagte sie, „bist du das? Brauchst du etwas?“ Der Junge war im Haus, das wusste sie, er war im Haus und machte sonst was. Vielleicht nahm er Drogen, vielleicht malte er wieder eines seiner seltsamen Bilder. In den letzten Monaten war er ihr fremd geworden, sie fand einfach keinen Zugang mehr zu ihm.

„Tom, bist du das?“, wiederholte sie ihre Frage und hob dabei ein klein wenig den Kopf. Als niemand antwortete, als auch keine Schritte mehr zu hören waren, meinte sie, sich etwas eingebildet zu haben. Das kam nämlich vor bei den verhexten Anfällen, einige Male schon hatte sie Klopfen und Stampfen gehört. Und einmal, während eines besonders schlimmen Anfalls, waren ihr tanzende Lichter erschienen.

Durchatmen und Abwarten. Nein, keine Schritte, nicht das kleinste Geräusch. Das Abendlicht fiel durch die Vorhänge und wärmte ihren Nacken, der ärgerliche Schmerz hatte schon ein wenig nachgelassen. In einer halben Stunde – der Wecker war gestellt – würde sie aufstehen, das Geschirr abwaschen und endlich einmal wieder etwas Anständiges kochen.

Plötzlich der scharfe Geruch von Alkohol, von billigem, widerlichem ... Maria schlug die Augen auf, warf ihre 66 Kilo herum und sah in das verzerrte Gesicht ihres Sohnes. Er stand einen Meter von ihr entfernt, seine Augen waren grotesk weit aufgerissen, seine Haut weiß wie Kalk, der Schweiß klebte ihm die Haare an die Stirn und seine Körperhaltung hatte etwas schiefes, spastisches. Völlig nackt war der Junge, nackt und mager und glänzend vor Schweiß.

Ein Moment der Erstarrung, die Situation war grotesk. Und dann, als sich Maria gerade aufstützen wollte, als sie ihren splitter nackten Jungen fragen wollte, was denn sei, ob es ihm nicht gut gehe, beugte sich Tom nach vorne

und zündete sie an. Er tat dies mit einem roten, schmutzigen Einwegfeuerzeug. Der Strohrum, den er über sie geschüttet hatte, fing sofort Feuer.

Maria brauchte fast eine Sekunde, um zu begreifen, was der Junge getan hatte. Dann strampelte sie schreiend und schimpfend die Decke weg, sprang von der Couch auf, schlug sich ins Gesicht und aufs Haar, stieß mit beiden Händen den nackten Jungen fort und fiel über den Sofatisch. Kniend sah sie, wie Tom rückwärts Richtung Haustür stolperte, wie er den Schirmständer umwarf und auf den abgestellten Schuhen ausrutschte. Die Wolldecke brannte und stank, Maria schlug das Feuer mit bloßen Händen aus.

Und dann, als sie gerade wieder schimpfen und schreien wollte, bellte der Junge. Er bellte wie ein schwerer Hund mit großem Schädel, aus tiefster Kehle kamen diese Laute. Im nächsten Moment brüllte er etwas von „Schweinen“, dass überall Schweine seien und nur Feuer helfe. Dabei fuchtelte er mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand in der Luft herum, gerade so, als deute er auf unsichtbare, wütend umherhuschende Geisterwesen. Und in diesen wenigen Sekunden, während ihr eigen Fleisch und Blut mit irrem Blick etwas von Schweinen schrie, brach für Maria die Welt zusammen: Ihr Mann hatte doch Recht, der Junge war nicht normal. Und dabei hatte sie ihn immer verteidigt und immer darauf bestanden, er sei nur ein wenig eigensinnig und ... und ja, auch das mit den Drogen, das würde sich geben, das mit dem

Kiffen, das sei nur so eine Phase. Aber der Junge war verrückt. Und er war gefährlich, er hatte tatsächlich versucht – nur langsam, ganz langsam kam die Erkenntnis – sie zu töten. Er hatte versucht, seine Mutter zu töten.

„Schweine“, plärrte Thomas mit sich überschlagener Stimme. „Hier sind überall Schweine.“ Er reckte den Kopf und bellte wieder, deutlich traten die Sehnen und Adern an seinem dünnen Hals hervor. Und Maria stand nur da, schwankte vor und zurück, hin zu ihrem Sohn und weg von ihm; sie wusste einfach nicht, was sie tun sollte, wollte zu ihm laufen und ihn festhalten, wagte es aber nicht. Sie dachte daran, die Polizei zu rufen, sagte sich aber: Er ist doch mein Sohn, ich kann ihn doch nicht einsperren lassen!

Schließlich ließ sie ihn bei der Haustür stehen und machte sich daran, die Unordnung zu beseitigen. Sie selbst hatte, Gott sei Dank, nichts abbekommen, lediglich die Hände und das rechte Ohr schmerzten ein wenig ... und an der Seite waren ein paar Haare verbrannt. Nichts Schlimmes, nichts, was man nicht irgendwie kaschieren und verheimlichen konnte.

Als eine Stunde nach diesem Wahnsinn Friedrich nach Hause kam, als er gerade seinen schweren Arm streckte und die Jacke aufhängen wollte, erstarrte er mitten in der Bewegung. Er hob das Kinn, zog die Stirn kraus und schnüffelte.

„Hier riecht's verbrannt, Maria. Hörst du mich? Hier ist

doch was verbrannt!“

Sie hatte gelüftet, hatte alle Fenster im Erdgeschoss aufgerissen, hatte auch die Decke in Plastik gepackt und weggeworfen, aber der Geruch wollte einfach nicht verschwinden.

„Maria! Ich hör doch, dass du da bist. Ist was passiert? Ist was mit dem Tom? Hat der Saukerl was angestellt?“

Friedrich bekam keine Antwort. Aber er hörte das entfernte Rauschen von Wasser und das Klappern des Geschirrs. Das Haus war groß, Küche und Eingangstür lagen fast fünfzehn Meter auseinander.

Und dann, als er zum dritten Mal nach seiner Frau gerufen hatte, kam sie doch gelaufen, in ihrer Küchenschürze und mit tropfnassen, sichtbar geröteten Händen. Nein-nein, erklärte sie ihrem Mann, der Tom sei in Ordnung, der sei oben, in seinem Zimmer, der habe sich hingelegt. Und sie habe sich, sie habe sich auch hingelegt, vorhin, vor einer Stunde, wegen der blöden Migräne. Und sie habe sich – Maria wusste, dass sie aufgeregt klang. Er würde ihr nicht glauben – eine Kerze angezündet, einfach wegen der Stimmung, und da sei das Malheur passiert, beim Aufstehen sei nämlich ein Zipfel der Decke in die Flamme gekommen und da ...

Seine Worte kamen langsam, lauend: „Du zündest dir doch sonst keine Kerzen an, Maria.“

Sie protestierte vehement: Natürlich zünde sie sich Kerzen an, erst vor zwei Wochen ...

„Aber doch nicht, wenn draußen die Sonne scheint! Lüg

mich nicht an, Maria. Ich ... ich glaub dir nicht, du willst ihn wieder nur in Schutz nehmen. Ist was mit dem Tom?“

Immer noch hielt er seine Jacke in der Hand, immer noch hatte er seine handgefertigten Wildlederschuhe an. Und als seine Frau ihm nicht antwortete, setzte sich der nur durchschnittlich große, dafür aber breit gebaute Mann in Bewegung, trampelte die Treppe nach oben und riss die Tür zum vermüllten Zimmer seines missratenen Sohnes auf. Maria war dicht hinter ihm, auf keinen Fall wollte sie zulassen, dass er den Jungen schlug.

Tom saß im Schneidersitz auf seinem Bett und grinste seinen Vater an. Und der blaffte: „Was hast du wieder gemacht? Raus mit der Sprache! Oder muss ich's aus dir rausprügeln?“

Aber obwohl Tom seinem Vater nicht antwortete, obwohl er nur idiotisch grinste, mit seinem blutroten Mund in dem käseweißen Gesicht, kam es nicht zum Prügeln. Etwas machte dem Vater Angst, etwas hielt ihn zurück, etwas, das tief drin im Schädel des Sohnes saß und durch große blaue Augen in die Welt blickte.

Und so richtete sich die Wut des Mannes gegen die Dinge, die er für den Zustand seines Sohnes verantwortlich machte. Wie im Rausch zertrümmerte er vier Wasserpfeifen, brach die Schubladen aus dem Schreibtisch, fand endlich das verdammte Gras, riss den Beutel auf und schüttelte das Zeug aus dem Fenster. Dann zertrat er zwei Feuerzeuge, riss Poster und Bilder von den Wän-

den, zerschlug die Lautsprecher der Stereoanlage ... traute sich aber nicht an den Sohn heran, vermied es sogar, es anzusehen, dieses blasse, irre grinsende Etwas, das da auf einem verdreckten, von Aufklebern und Kritzeleien übersäten Bett saß und stumm das Wüten des Vaters beobachtete.

„Friedrich“, flehte Maria. „Hör doch auf, Friedrich! Du tust dir noch was!“

Aber Friedrich zerstörte bis ihm der Atem ausging. Mit bloßer Faust schlug er ein Loch in den alten, selbst gezimmerten Kleiderschrank, schimpfend riss er eine stinkige, fleckige Jeans in zwei Teile ... und nur eines traute er sich nicht: Seinen Sohn anzusehen.

Als Maria ihren Mann endlich aus dem Zimmer gezogen hatte, als sie ihn endlich von der Tür weg hatte, setzte sich dieser auf den Boden des Flurs und ließ die Schultern hängen. Sein Schnaufen hörte sich an, als würde er gleich in sich zusammenfallen, als würde ihm das Herz stehenbleiben.

„Sei ehrlich zu mir“, japste er. „Der Tom wollte das Haus anzünden. Ich habe es immer gewusst. Er ist nicht bei Verstand.“

Und Maria sagte: „Nein, das wollte er nicht. Mich wollte er anzünden, er hat mich für irgendwas gehalten ... ich weiß nicht, für was. Er hat Angst gehabt, er war ganz außer sich und hat geschwitzt, er war gar nicht er selbst.“

Friedrich sah zu seiner Frau auf.

„Wir müssen jetzt unbedingt was machen, wir müssen

ihn wegbringen von hier, bevor er sich oder uns was antut. Ich schließ schon nachts das Schlafzimmer zu, das hast du doch gemerkt. Ich habe Angst vor dem Jungen, ich habe Angst, dass er nachts zu mir kommt.“

Maria bückte sich und legte ihm die Hand in den fleischigen Nacken. Und dann, als sie gerade etwas sagen wollte, bemerkte sie, dass das Gesicht des Mannes, mit dem sie bald zwanzig Jahre verheiratet war, seltsam verzerrt war. Der rechte Mundwinkel hing nach unten, die Wange wirkte, als würde er mit Kraft an ihr saugen.

„Friedrich, du ... stimmt denn was nicht? Geht es dir nicht gut?“

Er nusichelte etwas, aber sie verstand ihn schon nicht mehr.

„Friedrich, komm, steh auf. Kannst du aufstehen? Komm, los, sag doch was. Kannst du aufstehen?“

Nein, das konnte er nicht. Er bekam einfach nicht die Beine unter den Körper.

„Ich ruf den Notarzt!“

„Nein!“, lallte er. „Bin in Ordnung.“

„Bist du nicht, Friedrich! Ich sehe es doch!“

Er hielt seine Frau am Arm fest. Seine Schultern bebten.

„Zieh mit, zieh mich hoch“, brachte er heraus.

Mit äußerster Willensanstrengung, gestützt auf seine Frau, schaffte Friedrich es ins Erdgeschoss. Und nach einer halben Stunde – nein, bloß kein Arzt, bloß nicht ins Krankenhaus. Im Krankenhaus stirbt man – sah er tatsächlich wieder fast normal aus, fast wie vorher. Auch

seine Stimme hörte sich nicht mehr so vernuschelt an. Vielleicht, dachte Maria, vielleicht war's ja wirklich nur die Aufregung.

Natürlich wusste sie es besser.

Bis nach elf besprachen die Eheleute ihre Lage, dann gingen sie nach oben und klopfen an die Tür ihres Sohnes. Ganz vernünftig war der Junge auf einmal, wie ausgewechselt. Er entschuldigte sich sogar für das, was er getan hatte. Aber warum er es getan hatte, das konnte er nicht sagen. Und auch zu den „Schweinen“ von denen er gesprochen hatte, sagte er nichts.

Am nächsten Tag, nach einer für alle Beteiligten fast schlaflosen Nacht, brachten die Eltern ihren Sohn in die Psychiatrie.

Auf der Rückfahrt versuchte Maria, ihren Mann zu überreden, doch noch ins Krankenhaus zu gehen. Aber er wehrte sich, wurde laut, fuhr viel schneller als erlaubt und beschimpfte die anderen Autofahrer als Arschlöcher und Drecksäue.

Ein wenig war Maria sein Widerstand sogar recht, sie wollte nach Hause und nach dem Klostermayer sehen. Ihn hatte sie bei all dem Chaos ganz vergessen. Bestimmt war er hungrig, der fette Vogel.

Der junge Psychiater, mit dem die Holtzmachers sprechen konnten, hatte ihnen empfohlen, vorerst nicht den Kontakt zu suchen, ihren Sohn fürs Erste in Ruhe zu lassen. Und die Holtzmachers hielten sich an seine Empfeh-

lung. Ab und an, wenn es nichts zu tun gab und die Gedanken kreisten, hatte Maria ein grässlich schlechtes Gewissen, dann wurde es ihr eng in der Brust, die Tränen wollten kommen und sie dachte: Ich kann doch nicht froh sein, dass er weg ist, ich bin doch seine Mutter. Vielleicht hätten wir das auch anders lösen können, vielleicht hätte es gereicht, sich einmal richtig auszusprechen, er war doch wieder ganz vernünftig.

Wenn Maria solche Gedanken hatte, ging ihre Hand ganz automatisch zum schmerzenden, immer noch geröteten Ohr, und dann zu der Stelle, an der die Haare verbrannt waren. Schweine ... was um Himmels willen hatte das zu bedeuten? Was hatte er gesehen, als er mit dem Finger in die Luft gedeutet hatte?

Nach drei Wochen und zwei Tagen kam Tom zurück. Und alles war genau wie vorher, wie vor der Attacke auf seine Mutter, als sei überhaupt nichts passiert: Der Junge ging zur Schule, verkroch sich auf seinem Zimmer, hörte diese seltsame Musik, die für seine Eltern nur aus Geschrei und Geschepper zu bestehen schien, malte seine grausigen Bilder und nahm – das war neu – morgens und abends seine Medikamente.

Den Nachbarn und der Verwandtschaft erzählte Maria, Tom sei mit dem Skateboard gestürzt und in der Reha gewesen, wegen seinem Knie, weil er sich was am Knieknorpel getan hatte. Die wenigsten glaubten ihr diese Geschichte, allerdings fragte auch niemand weiter nach. Friedrich schwieg zu seinem Sohn, tat gerade so, als sei

Tom überhaupt nicht weg gewesen. Er schraubte nur überall im Haus Rauchmelder an die Decken und bestellte übers Sägewerk neue Feuerlöscher.

Ab und an, wenn der krautige Geruch von Marihuana durch die großen Räume zog, tobte der Vater. Er drohte damit, den Jungen aus dem Haus zu werfen, auf der Straße könne er schlafen, „zu den Pennern“ könne er gehen, „unter die Brücke!“. Verrecken könne er dort! Aber Friedrich machte seine Drohungen nie wahr, denn irgendwo, in irgendeinem Winkel des durch den ersten Schlaganfall geschädigten Gehirns, saß immer noch die Hoffnung, es würde sich alles zum Guten wenden, der Sohn würde sich ändern, würde tüchtig lernen, dann doch noch das Abitur machen und irgendwann, wenn die Flausen erst aus dem Kopf waren, den Betrieb übernehmen.

Aber so kam es nicht. An seinem 18. Geburtstag sagte Tom seinen Eltern, er werde ausziehen. Maria hatte schon die ganze Zeit ein komisches Gefühl gehabt, ständig hatte sie gedacht: Da kommt noch irgendwas, heute passiert noch was. Der Junge aß doch sonst nicht mit ihnen zu Abend.

„Und wohin bitteschön?“, fragte der Vater schroff.
„Und von welchem Geld?“

„Ins alte Haus“, antwortete Tom. „Ich brauche mehr Freiraum ...“

„Freiraum, aha, Freiraum braucht der Herr.“

„Ja, Freiraum, damit ich ungestört meine Kunst machen

kann. Außerdem möchte ich das Haus umbauen.“

Friedrich stand vom Tisch auf.

„Umbauen? Zu was bitte umbauen, wenn ich fragen darf?“

Auch Tom stand nun auf. Wie zwei Stiere kurz vor dem Anrennen standen sich die Männer gegenüber. Nur Maria blieb sitzen, starrte auf ihre matschigen Erbsen und hörte ihr Herz klopfen.

„Das weiß ich noch nicht. Aber ich ziehe ins alte Haus, ich krieg hier keine Luft mehr. Ich ziehe ins alte Haus und baue es mir um.“

„Schwachsinn! Von welchem Geld willst du es denn umbauen? Wie willst du Geld verdienen? Und du weißt, dass dort Schimmel ist, dass man das alles kernsanieren muss, bevor da jemand ...“ Friedrich schnappte nach Luft und schüttelte den Kopf. „Wenn du mit deinen drogensüchtigen Freunden dort bist, für drei, vier Stunden, dann ist das die eine Sache, aber wenn man dort wohnen will ...“

„Ich hole Holz und Steine aus dem Wald, das reicht mir vorerst als Baumaterial. Außerdem habe ich was gespart. Den Schimmel krieg ich schon weg.“

Nachdem sich die beiden Männer einige Sekunden angestarrt hatten, setzte sich der Vater hin, zog den Rotz hoch, verharrte einen Augenblick schweigend, griff sich dann sein Besteck und attackierte mit wütenden Schnitten sein Jägerschnitzel.

„Mach was du willst“, sagte er mit vollgestopftem

Mund. „Mir ist's egal.“ Und dann, nachdem er gekaut und geschluckt hatte: „Ich habe dich vor Jahren schon aufgegeben, Thomas. Mach was du willst und lass mich in Ruhe damit.“

Tom sah zu seiner Mutter. Und Maria sagte:

„Wenn's dich glücklich macht, wenn du denkst, dass es sein muss. Ich will ja nur, dass es dir gut geht. Aber versprich mir, dass du dir nichts antust.“

Er versprach es ihr und packte noch am selben Abend seine wenigen Sachen. Wohin, fragte sich Maria, waren nur die ganzen CDs und Filme und Comics verschwunden, warum war da so wenig? Der Junge hatte doch richtige Sammlungen gehabt. Wahrscheinlich alles für Drogen verkauft, dachte sie. Und dann: Vielleicht tu ich ihm auch Unrecht. Vielleicht hat er wirklich Geld gesammelt um das alte Haus zu renovieren. Und vielleicht stimmt es ja auch, dass er nur Gras raucht und sich von den harten Sachen fernhält.

Als Tom am nächsten Morgen das Haus verließ, in dem er aufgewachsen war, standen Maria und Friedrich in der Tür und wünschten ihm alles Gute. Der Vater schüttelte dem Sohn steif die Hand, nicht einmal eine Umarmung brachten die beiden zustande. Die Mutter hatte ihren Vogel auf der Schulter sitzen und sagte zu Tom: „Er wird dich vermissen, der Klostermayer“.

...

„Ja, ich ihn auch.“

Als der schlaksige Junge außer Sicht war, verschwun-

den in Richtung Wald und Zerfall und Einsamkeit, dachte Maria: Warum habe ich wieder so was Blödes gesagt? Wieso habe ich nicht gesagt, dass *ich* ihn vermissen werde? Das hätte ich ihm doch sagen können als seine Mutter.

Maria kam es vor, als wolle ihr Junge ans andere Ende der Welt ziehen, dabei war das alte Haus, das ehemalige Anwesen der Familie Holtzmacher, doch nur 600 Meter weit weg. Hatte er überhaupt Strom da draußen? Und Wasser? War das alles nicht längst abgestellt? Wieso hatten sie das nicht mit ihm besprochen? Am liebsten wäre sie ihm nachgegangen.

Rund ein halbes Jahr nach seinem Auszug verschwand Thomas Holtzmacher. Von einem Tag auf den anderen. Und Maria wurde fast wahnsinnig vor Sorge. Nur einen Zettel hatte er im alten Haus hinterlassen: „Muss weg. Komme wieder“. Vier läppische, hastig hingekritzelte Worte auf vergilbtem Papier, sie verwahrte den Zettel wie einen Schatz.

Mit ihrer Tochter konnte Maria nicht über Toms Verschwinden sprechen. Katharina lebte mittlerweile in Berlin und studierte irgendetwas mit „Kultur“. Wenn Maria sie anrief, hatte sie immer irgendwelche Verabredungen. Immer nur: Jetzt nicht, Mama ... muss gleich los, bin schon fast weg. Es war zum Verrücktwerden.

Und wenn sie doch einmal Zeit hatte, dann endete das Gespräch damit, dass Katharina ihrer Mutter sagte, sie

solle etwas aus sich machen, aktiv sein, sich selbst verwirklichen. Zwischen all den gut gemeinten Ratschlägen quollen Mitleid und sanfte Verachtung hervor. Katharina hatte sich verändert, seit sie in der Großstadt lebte ... und das nicht zum Guten, fand Maria. Sie wusste selbst, dass ihr zahmer Vogel das Interessanteste an ihr war, das musste sie sich nicht noch von der eigenen Tochter unter die Nase reiben lassen.

Auch mit ihrem Mann konnte Maria nicht sprechen. Friedrich war entweder im Betrieb oder er hockte in seinem Hobbykeller und tüftelte an seinen völlig sinnlosen „Projekten“. Maria war sich nicht ganz sicher, wie viel Zeit er tatsächlich investiert hatte, aber anscheinend hatte er fast ein halbes Jahr an einem gewaltigen Vogelhäuschen gebaut. Das Monstrum war rot wie die Feuerwehr und wog um die zwanzig Kilogramm. Zuvor hatte er das fast kühlschrankgroße Modell eines Kipplasters zusammengeklebt. Was zum Teufel ...

Wenn Maria ihren Mann auf Sinn und Zweck seiner Projekte ansprach, bekam er einen roten Kopf und blaffte sie an: „Lass mich in Ruhe, ich brauch das zur Entspannung.“ Und wenn sie mit ihm – was sehr selten vorkam, zu groß war die Angst – über Tom sprechen wollte, dann brüllte er los, machte ihr Vorwürfe, setzte sich schließlich ins Auto und fuhr ziellos in der Gegend herum.

So sprach Maria – sie hatte abgenommen und erste graue Haare bekommen – mit sich selbst und mit Klostermayer, ihre Freundinnen wollte sie mit ihren Sorgen

nicht belästigen.

Der Vogel lernte in dieser Zeit ein neues Wort: Angst. Manchmal sagte er es dreimal hintereinander: Angst, Angst, Angst.

3

Und dann, Ende 1999, tauchte Thomas wieder auf. Eines trüben Abends läutete er an der Haustür seiner Eltern, Maria war gerade am Kuchenbacken und hatte noch die mehligte Schürze an, als sie ihm die Tür öffnete. Abgemagert und verdreht war Tom, als habe er Wochen oder gar Monate auf der Straße gelebt. Einer seiner Schuhe wurde von Isolierband zusammengehalten und an seiner knochigen Schulter hing eine fleckige, prall gestopfte Reisetasche.

„Hallo, Mama.“

„Tom, mein Gott, Tom!“ Sofort heulte Maria los. „Was hast du denn gemacht? Wo bist du denn so lange gewesen?“ Sie küsste sein kantiges Gesicht ab, roch seinen sauren Schweiß, spürte seinen hageren Körper unter der abgewetzten Kleidung. Sie wollte ihn gar nicht mehr loslassen, hätte ihn am liebsten nach oben in sein Kinderzimmer geführt und eingeschlossen. „Friedrich!“, rief sie. „Friedrich, komm doch, der Tom ist wieder da!“

Aber als Friedrich endlich dazukam, sagte er nur kalt: „Geh dich waschen. Dann reden wir.“

Nachdem Thomas ausgiebig geduscht, sich umgezogen und Nudeln mit aufgewärmtem Geschnetzelten gegessen hatte, fand eine Besprechung statt. Der Vater sagte „Besprechung“ dazu und Maria dachte: Er ist doch hier nicht

im Betrieb, zumindest umarmen könnte er den Tom.

Man saß um den Esstisch.

„Warum bist du wieder hier?“

Das war die erste Frage des Vaters.

„Ich habe Geld, ich will dir das alte Haus abkaufen.“

Tom stellte seine Reisetasche auf den schweren Holztisch und zog den Reißverschluss auf. Sie war prall gefüllt mit Münzgeld und zerknüllten Scheinen. Ein bitterer, muffiger Geruch ging von dem Geld aus.

„Wo zur Hölle hast du das her?“, fragte der Vater.

Keine Antwort.

„Fleißig Drogen verkauft?“

Keine Antwort.

„Ich will dein dreckiges Geld nicht.“

Der junge Mann sah seinen Vater an. „Geld ist Geld. Ich will dir das alte Haus abkaufen.“

„Ich will dein Geld nicht“, wiederholte der Vater. „Ich habe nie Geld von dir gewollt, Geld habe ich mehr als genug, was denkst du, was der Wald und das Sägewerk abwerfen? Pah, Geld habe ich mehr als genug! Ich habe immer nur eines gewollt: dass du endlich in die Spur kommst, dass du endlich vernünftig wirst. Aber diese Hoffnung habe ich beerdigt. Von mir aus kannst du das alte Haus haben, ich brauche es nicht. Von mir aus kannst du dort draußen leben, bis du alt und grau bist ... von mir aus kannst du dort draußen vor die Hunde gehen!“

Schweigen. Deutlich war Friedrichs Schnaufen zu hören.

„Was hat dich bloß so ruiniert, Vater?“

Friedrich schlug beide Hände auf den Tisch.

„VERSCHWINDE AUS MEINEM HAUS!“

Tom zog den Reißverschluss seiner Tasche zu und stand auf.

„JA, GEH!“, brüllte der Vater. „Und komm nicht wieder! Und nimm dein dreckiges Geld mit! Hau ab, bevor ich mich vergesse und dir alle Zähne ausschlage!“

„Versuch's doch“, sagte Tom kalt.

Friedrich sprang auf, wollte schon um den Tisch herum. Und das war zu viel, jetzt platzte es aus Maria heraus: „Ihr Arschlöcher! Ihr blöden, gottverdammten Arschlöcher! Ein Jahr habt ihr euch nicht gesehen und dann fällt euch nichts Besseres ein, als euch zu prügeln. Mir zuliebe, zumindest mir zuliebe könntet ihr doch einmal, nur ein einziges Mal friedlich sein! Zumindest an einem Tisch könntet ihr sitzen, mir zuliebe, mir blöder alter Kuh zuliebe. Ich erwarte doch nicht viel von euch! Ich gebe mich doch schon mit so wenig zufrieden!“

Die Männer waren wie erstarrt, nach einer Weile setzte Friedrich sich wieder hin. Es war Tom, der zuerst sprach, wie ein kleiner Junge hörte er sich an.

„Ach, Mama, es tut mir leid. Ich bin nicht hergekommen, um zu streiten. Und das Geld, das habe ... das habe ich nicht mit Drogen verdient. Bitte glaub mir das, ich habe nichts mehr mit Drogen zu tun.“

„Pah“, sagte der Vater. Mit rotem Gesicht und verschränkten Armen saß er auf seinem eigenhändig zusam-

mengenagelten Holzstuhl. Sein „Meisterstück“, nannte er diese viel zu schwere, viel zu breite Geschmacklosigkeit.

„Glaubt's mir oder glaubt's mir nicht“, sagte Tom. „Ist mir gleich, Vater“ Und dann, an seine Mutter gewandt: „Ihr seid meine Eltern und ich liebe euch. Aber ihr müsst mich in Ruhe lassen, ihr müsst mich leben lassen, wie ich will. Ihr wisst genau, dass ich mich nie für den Betrieb interessiert habe, schon als Kind nicht. Ihr wisst, dass ich den Betrieb nicht übernehmen werde. Das müsst ihr endlich begreifen.“

„Darum geht es doch gar nicht“, sagte Maria.

Und Friedrich knurrte: „Das habe ich mir längst schon abgeschminkt. So wie ich mir vieles andere abgeschminkt habe.“

Tom wollte etwas sagen, aber seine Mutter schnitt ihm das Wort ab.

„Wir verlangen doch gar nicht, dass du dich für den Betrieb interessierst. Aber bitte, Tom, verschwinde nicht wieder so über Nacht. Wir sind fast wahnsinnig geworden vor Sorge ... wieso, wieso hast du dich denn nicht gemeldet? Nur ein einziges Mal, damit wir wissen, dass du in Ordnung bist.“

Der Vater stand schwerfällig auf. Erschöpft sah er aus.

„Ich geh nach unten. Ich habe noch zu tun. Mach's gut, Tom.“

Maria wollte ihn bitten, noch zu bleiben. Aber dann sah sie, dass seine Augen feucht glänzten. „Wir reden ein anderes Mal“, sagte er leise, dann öffnete er die Tür zum

Keller und ging langsam die Treppe hinunter.

Noch fast eine Stunde sprach Maria mit ihrem Sohn. Mehrmals fragte sie ihn, wo er gewesen sei, aber er rückte einfach nicht heraus mit der Sprache. Stattdessen erkundigte er sich nach seiner Schwester und dem Klostermayer, das Gespräch versandete im Belanglosen. Und gegen neun meinte Tom, er wolle nun nach drüben gehen, ins alte Haus. Ob sie denn sein Geld verwahren könne?

„Aber ...“

„Hier ist es sicherer als drüben. Kannst du es für mich irgendwo im Haus verstecken?“

„Ja, natürlich, Tom. Wie viel ist's denn?“

„Fast fünfzigtausend.“

„Aber wie hast du denn ...“

Er unterbrach sie. „Bitte, Mama, versteck das Geld irgendwo im Haus ... für Notfälle. Im Moment brauche ich es nicht.“

„Ja, gut ... aber was denn für Notfälle?“

„Mama, bitte. Im Moment ist alles in Ordnung. Ich muss jetzt los, ich habe viel zu erledigen.“

Zum Abschied umarmten sich Mutter und Sohn. Sie wollte ihn gar nicht mehr loslassen. Und als er sie sanft wegdrückte, flüsterte Maria: „Sag, Tom, was war das damals ... als du mich anzünden wolltest. Du hast was von Schweinen geschrien.“

„Ich weiß es nicht, ich weiß wirklich nicht mehr, was ich damit gemeint habe. Es war ... es war nur ein schlechter

Trip, es hatte überhaupt nichts mit dir zu tun. Kümmer dich nicht darum, das ist jetzt alles vorbei. Und so etwas wird nie wieder passieren, das verspreche ich dir.“

Und dann war Tom einfach wieder da. Kein Willkommensfest, nicht einmal ein gemeinsamer Restaurantbesuch. In den ersten Wochen meinte Maria ab und zu, man müsste es doch feiern, dass der Tom gesund zurück sei, da müsse man doch zumindest die Verwandtschaft zu Kaffee und Kuchen einladen. Aber Friedrich sagte nur: „Da gibt's nichts zu feiern. Tom macht seines, und wir machen unseres.“

Zumindest einen Zitronenkuchen hatte sie ihrem Sohn gebacken, den hatte er schon als Kind am liebsten gemocht. Maria und Tom aßen ihn gemeinsam auf der Terrasse, mit Blick auf den Nussbaum, die Vogeltränke und den größten Rhododendron im Umkreis von zwei Kilometern.

4

Fünf Jahre vergingen, ehe die Eltern ihren Sohn im alten Haus besuchten. Einmal hatte Tom etwas dagegen, dann wieder wollte der Vater nicht. Maria war einige Male allein da gewesen, aber Tom hatte sie nie hereingebeten. Nach seinem Wiederauftauchen hatte sie ihm noch ab und an Essen gebracht, eines Tages aber hatte er gemeint, er sei erwachsen und könne selbst kochen.

„Und wenn er uns nicht reinlässt?“, fragte Friedrich. Hinter seiner Frau ging er den schmalen Weg, der in den Wald führte. Unter seinen Gummisohlen knirschte der Schotter, fluchend duckte er sich unter überhängenden Ästen hindurch.

„Er wird uns schon reinlassen. Er weiß ja, dass wir kommen.“

„Ich bettle aber nicht“, sagte Friedrich. „Ich stell mich nicht hin und ruf, dass er uns aufmachen soll. Wenn er nicht will, dann kann er mir gestohlen bleiben. Und warum zum Teufel hat er immer noch kein Telefon?“

Maria antwortete ihrem Mann nicht. Zwischen den Zweigen tauchte das alte Haus auf, strahlend weiß wie frisch gewaschene Laken. Das Gebäude war in den Nutzwald gebaut, der der Familie Holtzmacher seit Generationen gehörte. 1911 war Richtfest gefeiert worden, bis 1973 hatte die Familie das von außen große, innen aber selt-

sam verschachtelte Gebäude bewohnt. Dann hatte man neu gebaut, näher beim Sägewerk und beim Holzlager, näher beim Dorf und bei den Leuten. Gerne erzählte Friedrich, die Frauen in der Familie hätten den Neubau durchgesetzt, denen sei es im Wald zu einsam gewesen, zu unheimlich. Tatsächlich aber zwang der schlechte Zustand des schlampig gebauten Hauses zum Neubau, in den feuchten Wänden wucherte der Schimmel, das Dach war undicht und alle paar Monate brach eines der alten Bleirohre.

„Aha“, sagte Friedrich. „Er hat also gestrichen, er macht sich also doch nützlich.“

„Das habe ich dir doch erzählt. Weißt du das ...“

Er fiel ihr ins Wort. Das tat er oft.

„Und was ist das da?“

Er zeigte auf die rechte Seite des Hauses.

„Ach, Friedrich, darüber haben wir doch schon gesprochen. Er hat das Haus erweitert, er hat einen Anbau gemacht.“

„Ja-ja“, murmelte Friedrich. „Da war doch was, ich erinnere mich.“ Dann grummelte er noch etwas von „Bauamt“ und von „Genehmigung“, von „fehlender Genehmigung“.

Aber als er vor dem Haus stand, war er doch ein wenig stolz auf seinen seltsamen Sohn. Das zweistöckige Gebäude war kaum wiederzuerkennen, auf dem Dach prangten zwei runde Türmchen mit bunten Fenstern und Metallspitzen, zu beiden Seiten des Gebäudes hatte Tom

angebaut und sogar eine Art Gartenzaun – nun ja, ein wenig krüppelig war er schon – umgab das Gebäude.

„Wenn er halt mal was Sinnvolles machen würde, anstatt hier-“ begann Friedrich. Aber jetzt unterbrach seine Frau *ihn*.

„Er macht seines und du machst deines. Bitte Friedrich, heute keinen Streit. Ich habe wochenlang gebraucht, bis er einverstanden war, uns das Haus zu zeigen. Heute keinen Streit, Friedrich, du hast es versprochen.“

„Gar nichts habe ich“, sagte Friedrich noch. Dann hielt er den Mund.

Und machte ihn erst wieder auf, als Tom die Tür öffnete.

„Du hast viel gemacht“, sagte der Vater.

„Wie du siehst.“

Stattlich war er, der Junge, kräftig und gesund. Die Jahre körperlicher Arbeit hatten ihm gutgetan.

„Kommt ihr rein?“

„Wenn du uns lässt“, antwortete Maria mit einem Lächeln.

Der Flur, in den die Holtzmachers traten, war sauber und leergeräumt. Kein Schimmelgestank und keine Flecken an den Wänden. Neben der Haustür befand sich ein schmales, schachtartiges Fenster, ein Blick in den Wald, der früher noch nicht da gewesen war.

„War mir zu düster“, sagte Tom, als er das Starren des Vaters bemerkte. Friedrich ging zum Fenster und berührte den Rahmen. Er war mit eingeschnitzten Fischen und

Seepferdchen verziert.

„Selbst gebaut, das Fenster?“

„Natürlich.“

Der Junge führte seine Eltern in das ehemalige Wohn- und Esszimmer. Der große Raum war leer bis auf einen schmalen Tisch mit vier dünnen Hockern. An den Wänden hingen leere Bilderrahmen, von der Decke eine nackte Glühbirne.

„Ist dir das denn nicht zu karg?“, fragte Maria. Sie traute sich nicht, nach den Rahmen zu fragen. Sollten da noch Bilder reinkommen ... oder musste das so sein? War vielleicht gerade das die Kunst, dass die Rahmen leer blieben?

„Ganz im Gegenteil“, sagte Tom leise. „Hier ist noch viel zu viel. Dieser Raum muss karg sein.“

Während Friedrich noch Ausschau nach Schimmelflecken hielt, folgte Maria ihrem Sohn in den nächsten Raum. Sie musste sich ducken, als sie durch die Tür trat, fast stieß sie sich den Kopf an einer Stuhllehne.

„Meine Güte“, sagte sie.

Von der Decke des länglichen, fensterlosen Zimmers hingen Hocker, Stühle und Sessel, gehalten von großen Schrauben, Ketten und Metallbändern. Ein Gewirr aus Holzstreben und Polstern versperrte Maria die Sicht, es roch nach Alter und Zersetzung. Sie bückte sich unter der Stuhllehne hindurch, sah sich im Raum um und erkannte den schweren Fernsessel, in dem der Großvater ihres Mannes tagein, tagaus gesessen hatte, stocktaub und halb

blind, seine grässlichen Filterlosen rauchend und Schnaps saufend bis zum finalen Arterienverschluss. Das ausgeleierte Leder hing in Beulen und Wülsten herab, dort, wo die Arme des alten Mannes gelegen hatten, war es rissig und fast schwarz. Maria wurde schwindlig von so viel Verrücktheit und sie sagte Tom, sie wolle bitte weitergehen. „Eine Geisterbahn“, hörte sie ihren Mann hinter sich flüstern. „Ein Gruselkabinett“.

Im nächsten Raum, hinter einer schweren, pechschwarz bemalten Tür, stand ein großer, mit allerlei tönernen Ungetümen verzierter Springbrunnen. An die Brüstung des Kunstwerks – ja, das war es, das musste sich Maria immer wieder sagen. Ein Kunstwerk musste nicht schön sein – klammerten sich Minotauren, vielköpfige, trübes Wasser speiende Seeschlangen wanden sich aus dem Bassin, schlanke Drachen und schmerbäuchige Zyklopen glotzten auf die verdutzten Menschen herab.

„Du meine Güte“, sagte der Vater und stieß einen hellen Pfiff aus. „Wo hast du die Figuren her?“

„Selbst gebaut“, antwortete Tom.

Sein Vater sah ihn betreten an.

„Ich hatte immerhin fünf Jahre Zeit.“

Dann war wieder Schweigen. So vieles wollte Maria ihren Sohn fragen, aber sie brachte einfach nichts heraus. Dass er hier draußen Kunst machte, das hatte sie ja gewusst ... aber sie dachte, er male einfach nur irgendwelche Bilder.

Der nächste Raum war kreuz und quer von Drähten

und Metallstäben durchzogen, feiner Roststaub bedeckte den abgewetzten Holzboden und aus einer der blutrot gestrichenen Wände wuchsen steinerne Brüste und Penisse. Maria verschlug es den Atem, sie musste schlucken und wendete den Blick ab. „Verrückt“, hörte sie ihren Mann flüstern und zischte ihm ein Psst zu. Auf keinen Fall sollten die beiden wieder streiten, nur das nicht. Einen Moment dachte Maria, die Penisse würden sich bewegen, würden kreisen und zucken. Wieder musste sie den Blick abwenden.

„Mein Gott“, sagte Friedrich plötzlich und laut. „All diese Arbeit.“

Tom machte nur mhm.

Die Führung ging weiter, vorbei an einem Laufstall, der mit in Plastik eingeschweißten Plüschtieren gefüllt war, vorbei an einem drei Meter langen, auf Grabsteinen ruhenden Bett und der Front eines alten, glotzügigen Mercedes. Sie ragte aus der Wand eines der ehemaligen Schlafzimmer und am Steuer saß etwas, das nur bei genauem Hinsehen als Attrappe zu erkennen war. Zunächst hatte Maria wirklich gedacht, es säße ein Leichnam am Steuer, ein Toter mit grauem Gesicht und vertrockneten Lippen. Aber die Nase war abgebröckelt und man erkannte das Drahtgeflecht.

„Ich wünschte, ich würde mehr von Kunst verstehen“, sagte Maria zu ihrem Sohn. „Ich wollte mich da immer einlesen, aber irgendwie ... ich meine, das ist ja auch ein sehr weites Feld, da braucht man Zeit und Geduld.“

Er lächelte sie nur an.

„Willst du nicht Fotos machen und die an ein Museum schicken?“, fragte sie. „Vielleicht würden die was von dir ausstellen.“

Wieder dieses unergründliche Lächeln, Maria kam sich dumm vor und hielt den Mund.

„So“, sagte Friedrich plötzlich, „das reicht für heute.“

Aber Tom wollte seinen Eltern noch die Räume im ersten Stock zeigen. Gemeinsam gingen sie zur Treppe. Dicke, ineinander verschlungene Gummischläuche wanden sich die ausgetretenen, speckig glänzenden Stufen hinab. Sie waren gefüllt mit rotem Wasser, wie Gedärm sah das aus.

Und da wurde es auch Maria zu viel.

„Tom, sei mir nicht böse, aber ich finde das alles ein bisschen unheimlich. Wir sind so was nicht gewohnt, wir kennen so etwas nicht. Vielleicht schauen wir uns die Zimmer oben ein anderes Mal an. Ich meine, zu viel auf einmal, das ist ja auch nicht gut.“

Tom wirkte zunächst erstaunt, dann aber war er einverstanden. Er habe sowieso noch zu tun, sagte er. So verabschiedeten sich die Eltern von ihrem Sohn und ließen ihn mit seiner Kunst, mit seinen Spinnereien allein.

Am Abend, als Maria gerade den Klostermayer füttern wollte, trat leise ihr Mann hinter sie. Maria hörte ihn nicht kommen und erschrak sich fürchterlich. Beinahe hätte sie ihrem Vogel eine gewischt.

„Alles in Ordnung, ich bin's nur. Ich wollte nur sagen ... na ja, der Springbrunnen, also der Springbrunnen, der war gute Arbeit.“

„Dann bist du doch ein bisschen stolz auf ihn?“, fragte Maria ihren Mann.

„Na ja, stolz ... das nicht. Aber der Springbrunnen, das hätte ich dem Taugenichts nicht zugetraut. So was muss ja auch ... das muss ja funktionieren, mit dem Wasserdruck und den Leitungen und ... ich weiß bloß nicht, wie er von dem leben will, was er da baut. Oder will er das Zeug verkaufen?“

„Ich weiß nicht, er verrät uns ja nichts. Aber sag, Friedrich, ein bisschen stolz bist du doch, oder?“

„Ich weiß nicht, vielleicht. Jedenfalls kann er arbeiten. Na wie auch immer, schlaf gut.“

Er sagte es, drehte sich um und marschierte Richtung Hobbykeller. Mehr ist halt nicht drin, dachte Maria, mehr gibt's einfach nicht.

Aber nur zwei Monate später, als in der Zeitung – nicht im lokalen Käseblatt, in einer der *richtigen* Zeitungen! In einem großen, überregionalen, alten und respektablen Blatt – ein Artikel über Toms Kunst erschien, konnte Friedrich seinen Stolz doch nicht mehr verbergen. Fast eine Seite im Kulturteil, mit Foto des Sohnes, drei Fotos seiner Gemälde und zwei Fotos des Springbrunnens! Zehn Exemplare kaufte Maria ... und mindestens fünfmal – sie zählte mit – las Friedrich den langen Artikel.

Wahrscheinlich verstand er nicht alles, er las sonst ja nur Sport und Wirtschaft. Aber das war egal, man sah ihm seinen Vaterstolz an, er konnte ihn einfach nicht verbergen.

Sogar Ärger handelte sich Friedrich seines Sohnes wegen ein: Als er mit Geschäftskumpanen in der Kneipe saß, hörte er am Nebentisch jemanden über Tom sprechen, über den „Deppen“, der da draußen im Wald irgendwelchen „Mist“ fabriziere. Friedrich Holtzmacher entschuldigte sich, ging auf kürzestem Weg zum Nebentisch und gab dem Schwätzer gekonnt eine aufs Maul. Keine Diskussion, mitten hinein in die dumme, versoffene Fresse. Nur mit Mühe, Geld und Selbstüberwindung konnte er anschließend das Strafverfahren abwenden.

Maria war glücklich. Vielleicht wendet sich doch noch alles zum Guten, dachte sie. Und wenn der Tom eben Künstler sein will, dann soll er eben Künstler sein ... er war ja immer schon besonders. Was verstehen wir schon davon?

Der Fund

1

Als sie ihn aus dem Blechknäuel schnitten, das einmal ein VW Golf II gewesen war, sprach er noch. Er war noch bei sich und konnte den Helfern sagen, wo er Schmerzen hatte. Von außen sah er ganz unversehrt aus, nur das Gesicht und die Arme waren zerschrammt.

Maria hörte es, als sie vom Volkshochschul-Yoga kam und gerade die Haustür aufschloss. Auf ihrem Kopf saß eine wagemutig bunte Mütze – ein vom Glühwein befeuerter Spontankauf auf dem letzten Weihnachtsmarkt – und an ihrer linken Hand baumelte eine große Plastiktüte, in der ein handgefertigter, in Luftpolsterfolie eingeschlagener Bilderrahmen aus poliertem und gewachstem Buchenholz steckte. Endlich wollte sie sich den Zeitungsartikel aufhängen, der über Tom und seine Arbeit erschienen war, er sollte, musste und würde einen Ehrenplatz bekommen. Ach, es lief, es lief ganz ausgezeichnet, sogar mehrere Bilder hatte ihr Sohn schon verkauft! Maria platzte schier vor Stolz.

Sie hörte den dumpfen Knall, als sie den Schlüssel drehte, konnte das Geräusch aber nicht einordnen. Nach kurzem Überlegen vermutete sie, beim Sägewerk sei etwas

passiert, sei vielleicht beim Verladen ein Stapel Holz ins Rutschen gekommen, das kam ab und zu vor. Also schnitt sie in aller Ruhe und mit höchster Sorgfalt den Zeitungsartikel aus und rief anschließend im Betrieb an. Nein, sagte Frau Pfeiffer, Friedrichs langjährige Sekretärin, beim Sägewerk sei nichts passiert, alles in Ordnung, sie habe auch gar nichts gehört.

Ein paar Minuten nachdem sie aufgelegt hatte, hörte Maria die Sirene. Und noch ein paar Minuten später klingelte das Telefon, eine Nachbarin war dran. Der Tom habe doch so einen alten roten Volkswagen, oder?

„Ja“, sagte Maria. „Warum?“

Die Nachbarin druckste herum und Maria wusste, dass ihm etwas passiert war. Von einem Moment auf den anderen wurden ihre Hände und Füße eiskalt.

Thomas Holtzmacher, der eigensinnige Junge, der seit seinem zwölften Lebensjahr nur Tom genannt werden wollte, der verschwunden und wieder aufgetaucht war, der Künstler und Eigenbrötler, starb auf dem Weg ins Krankenhaus. Er wurde 28 Jahre alt.

Tom verblutete an seinen inneren Verletzungen. Es war, so erklärte man den fassungslosen Eltern am Tag nach dem Unfall, einfach unmöglich, das sich im Bauchraum sammelnde Blut schnell genug zu ersetzen. Während der Erläuterungen des Arztes wurde Friedrich immer blasser, plötzlich sprang er auf und lief aus dem Zimmer.

„Hat er denn noch etwas gesagt?“, fragte Maria, als sie

mit dem Arzt allein war.

„Wie ich bereits erwähnte, er war anfangs noch bei Bewusstsein und konnte die Fragen der Sanitäter ...“

„Aber hat er denn gesagt, was passiert ist? Ist er eingeschlafen? War er denn irgendwie abgelenkt. Die Straße ist doch ganz gerade und ...“ Ein Zittern raste durch ihren Leib und sie verstummte. Ihr war, als müsse sie einen großen Klumpen Lehm schlucken, ein dumpfer Schmerz bewegte sich ihren Oberkörper hinab.

„Er ist einfach von der Straße abgekommen“, antwortete der Arzt. „So etwas passiert leider, ein Moment der Unachtsamkeit, irgendeine Ablenkung. Kommen Sie, wir müssen nach Ihrem Mann sehen.“

„Aber die Straße ist doch ganz gerade“, wiederholte Maria. „Und er hatte doch Einkäufe dabei, er war doch noch einkaufen. Er wollte sich doch nichts antun, es ging doch ... es ging doch gerade alles los, ich meine ... sein Leben, das fing doch gerade erst ... “

„Frau Holtzmacher, Ihr Sohn hat sich nichts angetan. Er hat mit den Sanitätern kooperiert, er wollte nicht sterben.“ Der Arzt stand auf. „Lassen Sie uns nach Ihrem Mann sehen, ich mache mir Sorgen um ihn. Wann war er zuletzt bei einem Arzt?“

„Er geht zu keinem Arzt, davon hält er nichts.“

„Er sollte sich zumindest regelmäßig den Blutdruck messen lassen. Kommen Sie.“

Sie fanden Friedrich auf dem Flur, er hatte sich in einen der Mülleimer übergeben.

In den Tagen nach Thomas' Tod waren die Holtzmachers nur selten allein, der Strom an Beileidsbekundungen riss gar nicht mehr ab. Fast alle Nachbarn, natürlich die Verwandten, und sogar einige Angestellte des Sägewerks kamen vorbei. Sie brachten Kuchen, Suppen, Aufläufe, erkundigten sich nach Marias und Friedrichs Befinden und boten verlegen ihre Hilfe an. Auch die Männer vom Ringerverein, in dem Friedrich seit über vierzig Jahren Mitglied war, der Kommandant der freiwilligen Feuerwehr und sein Stellvertreter, die Herren vom Untermerverband und Vertreterinnen der Landfrauen sprachen ihr Beileid aus. Und dabei haben die alle den Tom gar nicht gekannt, dachte Maria oft. Und wenn sie ihn gekannt hätten, dann hätten sie sicher nichts mit ihm und seiner wüsten Kunst anfangen können.

Aber es tat gut, so umsorgt zu werden, die zahlreichen Besuche und Anrufe vertrieben zumindest zeitweise die schwarzen Gedanken. Es war wirklich ein Segen, fand Maria, in solch einem kleinen, überschaubaren Ort zu leben. Man kannte sich, man wusste voneinander. Und man kümmerte sich um die, denen Schreckliches widerfuhr.

Über hundert Menschen besuchten Thomas Holtzmachers Trauerfeier. Maria saß zwischen ihrem heulenden Mann und ihrer zu Eis erstarrten Tochter, nur rund drei Meter vom Fußende des Sarges entfernt.

Eine Woche nach dem Tod seines Sohnes erlitt Friedrich seinen zweiten Schlaganfall. Um sechs kam er müde von der Arbeit, um halb sieben fand Maria ihn auf dem Küchenboden, mit schiefem Gesicht und zerzaustem Haar. Auf allen Vieren kroch er auf den verschmierten Steinfliesen herum, wie ein verletztes Tier. Um ihn verstreut lag das Abendessen, das er sich gerichtet hatte: Zwei dick geschmierte Leberwurstbrote, geschnittene Radieschen und Gewürzgurken.

Obwohl Friedrich lallend und sabbernd protestierte, rief Maria den Rettungsdienst. Dann setzte sie sich auf den kalten Küchenboden und klammerte sich an ihren heulenden, mit Leberwurst verschmierten Mann. „Du bleibst bei mir“, flüsterte sie ihm ins Ohr. „Du haust mir nicht auch noch ab. Du musst mich nicht lieben, Friedrich, du musst nur bei mir bleiben.“

Und während sie auf den Krankenwagen wartete, dachte sie zurück an die Geburt ihres Sohnes, an die Zange und die Saugglocke, an den Vogel, der gegen das Fenster geflogen war und an das gleißende Glück, das sie durchströmt hatte.

2

„Geht es ihm denn schon ein bisschen besser?“

„Was sagst du?“ Maria hatte die zaghaft gesprochenen Worte nur halb verstanden, sie war im Zimmer mit dem Springbrunnen, ihre Freundin nebenan.

„Wie es dem Friedrich geht? Ob er sich erholt?“

„Ja-ja“, rief Maria. „Er rappelt sich wieder auf. Es war ja kein schwerer Schlaganfall. Sie sagen nur, er muss bis zu seinem Lebensende Medikamente nehmen, weil das Blut zu dick und der Blutdruck zu hoch ist. Außerdem soll er Sport machen. Und am besten auch ...“ Was rede ich da nur, fragte sich Maria „... am besten auch die ganze Ernährung umstellen, weniger Fleisch und Alkohol ... na die Medikamente wird er schon nehmen, beim Rest weiß ich nicht.“

„Gott sei Dank“, kam es aus dem Nebenzimmer.

„Ja, Gott sei Dank. In drei Tagen darf er nach Hause. Er hält es schon nicht mehr aus in seinem Einzelzimmer. Er sagt, dass die Matratze schlecht ist und er deshalb nicht schlafen kann. Aber die Schwester hat mir verraten, dass er Albträume hat. Er ruft nach dem Tom und weint im Schlaf, er hat ... er hat ihn eben doch sehr geliebt, er hat es nie so gezeigt, aber ... na ja. Es ist ihm jedenfalls peinlich vor den Schwestern.“

Maria atmete durch. Sie stand vor einem der Zyklopen

und sah ihm ins stumpfe, tönernerne Auge. Auf dem blanken Schädel der Sagengestalt, etwas oberhalb der breiten Augenhöhle, war ein deutlich sichtbarer Handabdruck.

„Und wie geht's dir, Maria?“

...

„Was sagst du?“

„Ich habe nur gefragt, wie es dir geht.“

„Ach, Monika, wie soll's mir schon gehen, ich leb halt irgendwie weiter.“

Einen Moment herrschte Stille. Der Springbrunnen war abgestellt und es stand trübes, nach Fäulnis stinkendes Wasser in dem Bassin. Kurz dachte Maria daran, sich in dem Brunnen zu ersäufen. Was für eine Scheißwelt! Was für eine erbärmliche, ungerechte, miese Scheißwelt! Wenn sie mit dem Kopf voran, einfach mit dem Kopf voran ... dann würde sie sich vielleicht irgendwie ... sich irgendwie verkeilen, mit etwas Glück würde sie feststecken und ...

„Wenn wir euch unterstützen können, egal wie, dann sag das bitte. Ich soll dir auch vom Manfred und von der Sonja sagen, dass sie euch gerne helfen möchten, wenn ihr etwas braucht oder wir euch etwas abnehmen sollen ...“

„Was?“

„Wenn wir euch irgendwie unterstützen können ...“

„Nein, Monika, aber danke. Ich bin schon froh, dass du mitgekommen bist. Allein hätte ich es nicht geschafft ... und den Friedrich kann ich damit nicht belasten. Wenn er

sich aufregt, kriegt er noch einen dritten Anfall.“

Maria wand ihren Blick von Toms Handabdruck ab, drehte sich mit einem Ruck um und ging zu ihrer Freundin. Die beiden Frauen kannten sich seit ihrer Schulzeit, waren als Jugendliche sogar einmal zusammen in Urlaub gefahren, in den Siebzigern. Damals war das noch etwas Besonderes gewesen: Zwei 17-jährige Mädchen alleine in Südfrankreich, schutzlos den mit allen bösen Wassern gewaschenen Lustmördern der Cote d'Azur ausgesetzt. Marias Mutter hatte fast zwei Wochen nicht mit ihr gesprochen, schon das Bahnfahren war ihr ein Gräuel gewesen. Und Maria hatte später oft gedacht: Das war das Wagemutigste, was ich in meinem Leben angestellt habe, danach kam nicht mehr viel.

„Woher hatte er denn die vielen Stühle?“, fragte Monika. Sie berührte einen der kopfüber hängenden Hocker. Als die dünnen Ketten klimperten, zog sie erschrocken die Hand zurück.

„Die meisten sind hier aus dem Haus“, sagte Maria. „Der Sessel da drüben, der ist noch vom Großvater. Ich kann mir richtig vorstellen, wie er drin sitzt.“ Leise lachte sie auf. „Kopfüber. Mit seinen fürchterlichen Zigaretten. Der Tom war ein Künstler, das hier hat alles seine Bedeutung. Die Zeitung hat über ihn geschrieben.“

„Ja“, sagte Monika. „Das weiß ich doch.“

Maria machte vier Schritte zum anderen Ende des Raumes, bückte sich unter Stuhllehnen hindurch. Sie sah schlecht aus.

„Und irgendwie denke ich die ganze Zeit, dass er gleich um die Ecke kommt und uns fragt, was zum Teufel wir hier wollen. Er musste ja immer sein Eigenes haben, er konnte es nicht ertragen, dass man ihm reinredet. Er war immer so speziell, der Tom. Ein Künstler halt, einer der sich ausdrücken muss. In der Schule schon ...“ Maria verstummte und biss so fest die Zähne zusammen, dass es schmerzte.

„Alles in Ordnung mit dir?“, fragte Monika. „Wir können auch einen Moment ...“

„Jaja, alles in Ordnung, alles in verdammter Ordnung. Schau mal, der Sessel da hinten, der kleinere.“ Maria deutete auf das ausgebleichte, schief von der Decke hängende Möbelstück. „Bei dem kann man die Armlehnen umklappen, da haben der Friedrich und ich zusammen drauf geschlafen, ganz am Anfang, als wir uns frisch kannten. Er ist hinter mir gelegen und hat mich ganz lieb umarmt. Kannst du dir das vorstellen, Monika?“

Die Freundin schwieg. Und Maria dachte: Nein, das kann sie sich nicht vorstellen. Aber es ist ja auch über 30 Jahre her. Wir sind steif und ungeschickt geworden, ich und der Friedrich, heute würde der eine den anderen von der Kante schieben. Wir sind nicht mehr jung, wir haben Kinder, wir haben uns das alles nicht so vorgestellt und ... und jetzt, jetzt geh ich durchs Haus und schau, was noch übrig ist von meinem Sohn. Und mein Mann liegt im Krankenhaus und heult vor den Krankenschwestern.

Maria biss die Zähne zusammen, atmete durch. „Im an-

deren Zimmer“, sagte sie mit zitternder Stimme, „da liegen noch Toms Klamotten. Ich hätte ja gerne für ihn gewaschen, ich hätte es ja gerne gemacht. Aber er hat halt immer seinen eigenen Kopf gehabt, immer ist er aus der Reihe raus getanzt ... immer aus der Reihe, schon als Kleinkind, schon ... schon bei seiner Geburt. Es war von Anfang an schwer mit ihm, und dann, als ich gedacht habe, ich könnte mich jetzt endlich mit ihm freuen, ich könnte endlich stolz auf ihn sein ...“

„Maria, bist du sicher, dass es dir gut geht?“, fragte Monika. Und Maria dachte: Wie soll es mir denn gut gehen? Wie um Himmels willen soll es mir denn gut gehen?

„Er hat, er hat ja nie in den Kindergarten wollen“, fuhr sie in gepresstem Ton fort. „Er hat sich immer versteckt. Und wenn wir ihn gefunden hatten, dann gab's großes Geschrei. Und irgendwann hatte er uns so weit, dass wir gesagt haben: Gut, musst nicht mehr hin. Und dann hat er plötzlich doch hinwollen, unbedingt, um vier Uhr morgens ist er schon damit gekommen. Immer seinen eigenen Kopf und ...“

Monika fasste ihre Freundin am Arm.

„Maria, hör mir zu. Lass uns einen Moment rausgehen, Luft schnappen. Blass siehst du aus, Maria.“

„Nein, Monika, es geht schon. Ich rede nur, damit ich nicht heulen muss. Weißt du, Monika, bis jetzt ging's immer der Reihe nach, immer schön wie es eben sein muss, wie sich's gehört. Meine Urgroßmutter, die ist auf dem Feld gestorben, die hat noch 'Huch' gesagt, als ob sie was

erschreckt hätte, als ob sie was gesehen hätte, und dann ist sie umgefallen. Da war sie 79 Jahre alt und ...“ Maria zögerte, zog die Nase hoch und machte ein trotziges, fast böses Gesicht. Mit geballten Fäusten sprach sie weiter. „Und meine Großmutter, die war damals 92. Und die ist ... na die ist-“

„Maria, was redest du denn für einen Unsinn? Komm, wi-“

„Lass mich ausreden! Die ist neunzehnhundertund-“

„Maria! Sei einen Moment still und hör mir zu. Bist du sicher, dass du die Kraft hierfür hast? Wenn es zu schlimm für dich ist, dann können wir rausgehen, an die Luft. Schlecht siehst du aus, Maria, bestimmt hast du abgenommen.“

Aber Maria schüttelte nur den Kopf, wischte sich die feuchten Hände an ihrem Kleid ab und verließ mit schnellen Schritten den Raum. Ihre Freundin folgte ihr. Als Maria ein herumliegendes Buch sah, stürzte sie darauf zu und umklammerte es.

„Schau, eines von seinen Büchern! Gelesen hatte er immer viel, der Tom. Sein Lieblingsbuch als kleiner Bub war Tom Sawyer und Huckleberry Finn. Zwölf Jahre war er alt, als er sich vor uns aufgebaut hat und gesagt hat, dass er jetzt nicht mehr Thomas heißt, sondern eben Tom. Vielleicht war er auch 13, ich weiß es nicht mehr.“ Wieder kamen Maria die Tränen, hastig und undeutlich sprach sie weiter. „Weißt du, Monika, als meine Großmutter gestorben ist, da war sie 92 Jahre alt. Aber immer noch klar

bei Verstand! Ganz klar und vernünftig. Alles hat man sie fragen können. Ein Jahr nach ihr ist mein Großvater gegangen, über Nacht, im Schlaf. Meine Mutter hat sich noch gewundert, warum er so lang im Bett bleibt. Und sie selbst ...“

„Ich mach mir Sorgen um dich. Wollen wir nicht doch ...“

„Nein, Monika, das sollst du nicht. Du sollst dir keine Sorgen machen. Hör mir einfach nur zu. Meine Mutter und mein Vater, die sind ... na, mein Vater, der war 79 und meine Mutter ist jetzt ... es ist immer schön nach der Reihe, Generation für Generation, und alle sind sie alt geworden. So ist das bei uns und ... ich hätte eben nie gedacht, dass der Tom vor mir ...“ Maria schluckte und machte sich gerade. Sie drückte sich das zerfledderte Buch an die Brust, gerade so, als klebe noch ein wenig vom Leben ihres Sohnes zwischen den Seiten. „Und vielleicht versteh ich es deshalb noch nicht so richtig. Ich denk immer noch, er kommt gleich um die Ecke und sagt: „Mama, was willst du hier? Ich hab dir doch erklärt, dass ich meine Ruhe brauche.“ Immer wollte er seine Ruhe haben, der Tom, komisch war er.“

Fast eine Minute herrschte betretenes Schweigen. Im Wald schrie ein Vogel und einer der alten Fensterrahmen knackte. Dann fragte Monika ihre Freundin, ob sie schon den Kühlschrank ausgeräumt habe. Es rieche nämlich komisch, irgendwie ... na ja, irgendwie ... Monika fiel kein passender Ausdruck ein und so hielt sie den Mund. Am

liebsten wäre sie gegangen.

„Der Tom hat seine Sachen im Keller gehabt, er wollte keinen Kühlschrank.“

...

„Ja, gut, aber es riecht irgendwie ... ich weiß nicht, komisch halt. Warst du schon in der Küche? Nicht, dass Ungeziefer ins Haus kommt.“

„Ach, Monika, ich ... ich weiß ja nicht einmal, ob er eine Küche hatte, ich weiß doch gar nicht, wie er gelebt hat in diesem verschachtelten Haus. Vielleicht kommt der Geruch vom Springbrunnen, weil das Wasser schlecht wird.“

Aber als die beiden Frauen vor dem großen, verschnörkelten Brunnen standen, meinte Monika, nein, der Geruch sei ein anderer. „... und vielleicht liegt irgendwo eine tote Ratte. Wir haben mal eine im Kompost gehabt, im Sommer, die hat man durch den ganzen Garten durch ...“

Maria war schon weitergegangen, ins nächste Zimmer ... und dann ging sie noch eines weiter. Einen Moment hoffte sie wieder, Tom würde auftauchen, um eine Ecke kommen ... oder die Treppen hinunter. Sie dachte: Vielleicht habe ich mir alles nur eingebildet, vielleicht träume ich. Vielleicht kommt er wirklich gleich ...

„Sollen wir nach oben gehen?“, fragte Monika.

Maria schüttelte den Kopf und sagte gleichzeitig ja. Wieder rieb sie ihre feuchten Hände am Kleid ab. Draußen lärmte die Natur und zehn Kilometer entfernt kom-

mandierte Marias Mann die Krankenschwestern herum. Nachts heulte er wie ein Kind, tagsüber markierte er den starken Mann und hatte Sonderwünsche. Die Schwestern kannten das schon.

3

Und jetzt war Maria allein in dem großen Haus, ihr Herz klopfte wie verrückt. Monika hatte den Fehler gemacht, eines der mannshohen Bilder zu betatschen, die im oberen Stockwerk hingen; und Maria hatte sie angefahren: „Lass deine Finger weg, fass nicht die Sachen meines Sohnes an!“

Sie war selbst erschrocken gewesen über ihre Worte und den aggressiven Ton. Sofort hatte sie sich entschuldigt. Aber dann, nur eine Minute später, hatte Monika sich vor den Bildern aufgebaut und leise gesagt, viele Künstler würden ja jung sterben, das liege an der besonderen Sensibilität, Vincent van Gogh zum Beispiel, der sei erst Mitte dreißig gewesen, als er ...

Da war der ohnehin schon wütenden Maria der Kragen geplatzt:

„Red doch nicht so einen Scheiß, Monika.“

Und als sie den verständnislosen Gesichtsausdruck ihrer Freundin sah, die es doch nur gut gemeint hatte: „Der Tom hat einen Autounfall gehabt, einen blöden, sinnlosen Autounfall. Jeden Tag haben Leute solche Unfälle, Künstler, Hausfrauen, Versicherungsvertreter, Kanalarbeiter und Sekretärinnen. Mit einer besonderen Sensibilität hat das überhaupt nichts zu tun. Entschuldige, wenn ich grob zu dir bin, Monika ... aber red um Himmels wil-

len nicht so einen blöden Scheiß!“

Schweigend hatten sich die Frauen angesehen. Und nach ein paar unbehaglichen Sekunden hatte Maria ihre langjährige Freundin gebeten, das Haus zu verlassen. Der Tom hätte keine Fremden im Haus gewollt.

„Aber ich bin doch keine Fremde“, hatte Monika protestiert. „Ich habe deinen Tom doch schon als kleinen Jungen gekannt, Monika. Unsere Kinder haben doch zusammen ...“

„Monika, geh bitte. Er hätte es nicht gewollt, dass du in seinen Sachen stöberst.“

„Ich stöbere doch nicht! Und was zum Teufel stinkt hier so?“

„Monika, bitte jetzt geh raus. Ich will nicht mit dir streiten.“

Unsicher darüber, ob sie Verständnis haben oder beleidigt sein sollte, war Monika schließlich abgezogen. Gut, dann nicht, irgendwann war die Geduld am Ende. Sowie so war es ihr unheimlich in diesem alten, furchtbar verwinkelten Haus. Und dann diese grässlichen Bilder! Kunst? Pah! Kunst war etwas Schönes! Etwas zur Erbauung! Aber die Leute, die Tom gemalt hatte, sahen wie Tote aus, wie ersoffen und Wochen später aus dem Wasser gezogen: weiß und grün, alle mit geschlossenen Augen und wulstigen Fischlippen. Grässlich.

Endlich allein. Maria atmete durch und knetet ihre kalten Hände. Gleichzeitig müde und nervös betrachtete sie die mit Wasser, Frischhaltungsmittel und Lebensmittelfarbe

gefüllten Plastikrohre, die sich die Stufen hinunter schlängelten. Und die ganze Zeit hoffte sie, Tom würde plötzlich auftauchen. Einfach um die Ecke kommen, in einem seiner fleckigen, mit Farbe und Leim beschmierten T-Shirts, einem dieser zerschlissenen Lumpen, die sie nicht waschen durfte.

Ein Lächeln erschien auf ihrem schlaffen Gesicht.

Doch dann, als sie fünf Sekunden nur dagestanden hatte, fiel ihr kalt und klar die Beerdigung ein: die eine Kerze, die ein wenig schief gestanden und mit kleinerer Flamme gebrannt hatte ... dann der helle Sarg, den sie – Friedrich hatte nicht können, er war zu Hause geblieben, bei seinen elenden Projekten – zusammen mit Katharina ausgesucht hatte. Sie dachte an die schweren Blumenkränze und den hellen Singsang des Pfarrers, dann an die Musik, die Katharina ...

Schluss! Schluss und vernünftig sein! Schluss und aus und Ende. Vielleicht gibt es ja ein Wiedersehen, wenn ich auch sterbe, dachte Maria noch, dann kann ich ihn fragen, was passiert ist, ob er beim Fahren eingeschlafen ist ... oder ob's ihm schlecht war. Er ist doch eigentlich ganz vernünftig gefahren, der Tom, er war doch keiner dieser Raser!

Ein tiefes Schnaufen, Maria setzte sich in Bewegung. Sie öffnete aufs Geratewohl hin eine massive, grün bemalte Tür und betrat ein Zimmer, dessen rückwärtige Wand aus gestapelten Fernsehern bestand. Einige der Bildröhren waren eingeschlagen, andere mit roter Farbe bemalt.

In mehreren der Fernseher saßen schwarze Plüschaffen.

„Herrje“, sagte Maria. Sie hob die rechte Hand und biss sich auf den Daumnagel. Zehn, fünfzehn, fünfundzwanzig, dreiunddreißig ... wo in Herrgotts Namen hatte er denn all die Fernseher her gehabt? Sie machte fünf Schritte zu der Wand aus Elektroschrott, strich mit dem Zeigefinger schmierigen Staub von einer der Mattscheiben und zerrieb ihn zu dünnen schwarzen Würsten. Dunkel war es hier oben, weit und breit kein Lichtschalter ... und dann dieser viehische Gestank. Maria schnaufte, drehte sich um und verließ mit schnellen, ver stolper ten Schritten – ganz so, als sei ihr etwas auf den Fersen – dieses Zimmer.

Und dann, nachdem sie das labyrinthartig verwinkelte Obergeschoss – ganz sicher, Tom hatte neue Wände eingezogen, so sah das früher hier nicht aus – abgegangen war, kehrte sie zu diesem schmalen, staubigen Raum zurück. Mittlerweile war es nach sieben, der Magen knurrte und Klostermayer musste versorgt werden.

In der Mitte dieser aus Fernsehern aufgetürmten Wand saß ein besonders großes Exemplar, eines dieser früher sündteuren 70er-Jahre-Modelle mit dunkelgrauem, stark gewölbtem Bildschirm und beigefarbenem Gehäuse. Maria sah, dass der Schirm etwas schief hing, als könne er jeden Moment herausbrechen und zu Boden fallen. Die rechte Seite des Gerätes sah aus, als habe sie einen harten Schlag abbekommen. Mehrere Knöpfe waren ins Gehäuse gedrückt.

Sie zögerte, wedelte mit der Hand vor ihrem Gesicht. Als könne dies den Gestank vertreiben. Dann ging sie doch hin und berührte das Glas. Es fühlte sich kalt und schmierig an. Und es saß nicht fest, ließ sich mit wenig Kraft näher ans Gehäuse drücken und kippte dann wieder wenige Millimeter vornüber. Der Bildschirm war – Marias Augen hatten sich mittlerweile an das Halbdunkel gewöhnt – mit Scharnieren am Rahmen befestigt und sein Gewicht hatte den dünnen Kunststoff verzogen.

Gut, ganz langsam. Der Fernseher ließ sich also öffnen. Und dahinter musste etwas sein, ein Hohlraum. Und in dem Hohlraum ...

Wieder knurrte der Magen, wieder schrie draußen dieser verfluchte Vogel. Verrecken soll er, dachte Maria, der Teufel soll ihn holen. Und wenn ich den Fernseher aufmache, überlegte sie, dann wartet eines von Toms Kunstwerken auf mich. Wieder so was Unheimliches. Ich mach den Fernseher auf und erschrecke mich über die Imitation eines abgeschlagenen Kopfes ... oder da liegt ein Haufen Gummi-Gedärm drin, oder mir kommt was entgegen, wie aus einer Kuckucksuhr raus, irgendeine Sauerei an einer Sprungfeder. Der Friedrich hat schon Recht gehabt: Eine Geisterbahn hat sich der Tom hier gebaut, ein Gruselkabinett.

Maria machte einen Schritt zur Seite, biss die Zähne zusammen, legte ihre kleinen feuchten Hände an den Schirm und zog. Die Scharniere quietschten, der Kunststoff knackte, und der große Fernseher öffnete sich mit

einem Ruck. Ein Zittern ging durch die aufgetürmte Wand und einen Moment dachte Maria, Toms Kunst würde über ihr zusammenbrechen.

Aber nichts brach zusammen. Und als sich Maria halbwegs beruhigt hatte, bückte sie sich zu der Öffnung. Fast eine Minute verharrte sie in dieser Position, dann hob sie das rechte Bein und stieg ächzend durch den großen Fernseher hindurch. Jetzt lohnt sich das Yoga mal, dachte sie.

Der Gestank war bestialisch.

Ein Kasten mit leeren Wasserflaschen. Mehrere Packungen billiges Toilettenpapier. Ein zierlicher, mit rotem Kunststoff bezogener Hocker. Der Schaumstoff, der die Sitzfläche polstern sollte, war dermaßen vergammelt, dass Maria die Schrauben spürte, mit denen die dünnen, von Rostblüten bedeckten Metallbeine an der Sitzfläche befestigt waren.

Fast zehn Minuten saß Maria in dem elenden Gestank. Durch ein handtuchgroßes Fenster – eigentlich nur ein mit Plexiglas verschlossenes Loch in der Decke – fiel grünliches Licht in den Raum. Es muss auf den Dachboden gehen, überlegte Maria ... und wenn von dort Licht kommt, dann muss oben auch ein Fenster sein. Früher war da keines, ganz sicher, da musste man im Dunklen herumtappen und den Lichtschalter suchen. Er hat wirklich viel gebaut, der Tom, er war schon tüchtig.

„Na gut“, sagte Maria zu sich selbst. Sie stand auf,

schob mit zitternden Händen einen großen, von der Decke hängenden Lappen Schaumstoff zur Seite und ging zurück zu dem aufgesägten Fernseher, durch den sie eingestiegen war.

„Na gut“, sagte sie noch einmal, bückte sich zu der Öffnung und verharrte unschlüssig in dieser unbequemen Position. Wenn ich statt der Monika doch bloß den Klostermayer mitgenommen hätte, dachte sie, das würde mir jetzt guttun, den anzufassen, der würde merken, dass ich Angst habe und was zu mir sagen.

Ein tiefes Einatmen, ein Zukneifen und Öffnen der Augen. Fast eine Minute war vergangen. Mit einem Ruck richtete sich Maria auf. Sie drehte sich um, ging wieder in den Raum hinein, schob wieder den schweren, bis auf den Boden hängenden Lappen Schaumstoff beiseite, setzte sich wieder auf den roten Hocker und starrte wieder ins Halbdunkel.

Eine Wachsfigur, ganz sicher. Marias Hirn hatte entschieden, dass das, was sie vor sich sah, eine Wachsfigur sein musste. Eine überaus seltsame, unheimliche Wachsfigur, natürlich sehr gut gemacht ... so wie der Tom ja alles sehr gut gemacht hatte! Eine Wachsfigur mit Haaren und Nägeln und allem Drum und Dran. Nur woher dieser Gestank?

Und selbst, als es sich regte, dieses magere Ding in dem fleckigen T-Shirt, als es die knochendürren Finger bewegte und die schmale Stirn in Falten legte, glaubte Maria noch, eines von Toms morbiden Kunstwerken vor sich zu

haben ... dann eben eines mit eingebauten Motoren, mit einer raffinierten Mechanik, die menschliche Bewegungen simulierte. Wie in der Geisterbahn, nur eben viel besser.

Nur woher dieser ...

Woher dieser ...

Plötzlich Schritte, draußen, auf der Treppe. Maria stand auf, schnappte nach Luft und ging zu dem Käfig. Bauchige Kunststoffflaschen standen auf dem grauen, mit Kratzern übersäten Boden. Einige waren leer, andere mit einer trüben, orangefarbenen Flüssigkeit gefüllt. Zerknülltes Papier und zerrissener Kunststoff lagen auf dem Käfigboden, ein Stapel Bücher in der einen Ecke, ein abgedeckter Eimer in der anderen. Die Tür des rund drei mal drei Meter großen Käfigs war mit einem schweren Bügelschloss verschlossen ... und an dem Schloss klebte, nun ja ... Blut vielleicht?

„Hallo“, sagte Maria zaghaft.

Keine Antwort.

Sie machte eine kleine, schlaffe Faust und klopfte mit den Knöcheln gegen das Metall. Roststaub blieb an ihrer feuchten Haut kleben.

„Hallo, sind Sie ...“

Und da regte sich die Gestalt wieder, bewegte ganz leicht den Kopf. Das lange, hellblonde Haar verrutschte und schmale, mit Blut und getrocknetem Speichel bedeckte Lippen kamen zum Vorschein. Wie eine verschorfte Wunde sah der Mund des fast verhungerten Mädchens

aus.

Maria war es, als habe sie jemand hart gegen die Brust geschlagen. Sie wich kopfschüttelnd zurück, stieß gegen den Schaumstoff, schrie erschrocken auf, stolperte über ihre eigenen Füße und riss den schwarzen Fladen mit sich. Der rote Hocker schlitterte über den Boden, Lärm erfüllte den Raum. Marias Füße scharrten auf dem Beton und das Mädchen öffnete nun vollends die Augen.

„MONIKA!“, brüllte Maria. „MONIKA, BIST DU DA? KOMM! ICH BIN HIER, HINTER DEN FERNSEHERN!“

Schnelle Schritte, dann die entfernte Stimme der Freundin:

„Maria? Wo bist du? Bist du ...“

„Monika, hast du dein Handy dabei?“

„Ja ... schon“, kam es aus wenigen Metern Entfernung, Monika war mittlerweile bei der Wand aus Elektroschrott.

„Ruf einen Krankenwagen. Hier ist jemand eingesperrt.“

„Was?“

„Mach, was ich dir sag. Ruf einen Krankenwagen, schnell!“

Maria starrte das Mädchen an und das Mädchen starrte zurück. Große, leuchtend blaue Augen hatte das verdreckte, unglaublich magere Ding. „Wir holen Hilfe“, brachte Maria mit bebender Stimme heraus. Das Mädchen schien zu lächeln, aber das konnte auch täuschen.